

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 118 (1990)

Artikel: Glanz und Elend des Appenzellers Johann Bartholome Rechsteiner :
"Verfertiger der mechanischen Ente" und Erfinder
Autor: Amann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-283335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glanz und Elend des Appenzellers Johann Bartholome Rechsteiner,

«Verfertiger der mechanischen Ente» und Erfinder

von Hans Amann, St.Gallen



Ein Wort zuvor über Automaten

Unser Jahrhundert wird vielleicht einmal als das Zeitalter der Automaten in die Geschichte eingehen. Automaten verschiedenster Art umgeben uns bald in allen Lebenslagen und in unzähligen Variationen. Sie dienen uns als arbeitserleichternde Maschinen, als zweites Gehirn, wenn wir die Computer dazuzählen, als bequeme Warensponder, kurz als «mechanische oder elektronische Einrichtungen, bei denen ein Vorgang nach Ingangsetzung selbständig abläuft»¹. Aber gerade ihre vermeintliche Selbständigkeit, auf die auch die

Grundbedeutung des griechischen Wortes hinweist, verleitet uns gelegentlich zu düsteren Prognosen, denn in welcher Richtung sie unser Leben in Zukunft beeinflussen werden, weiss niemand.

Frühere Jahrhunderte verstanden unter Automaten meist Mechanismen in Tier- oder Menschengestalt, künstliche Figuren also, die bestimmte Bewegungsabläufe von Lebewesen nachahmten. Sie erfüllten an sich keine Aufgaben, sondern dienten der Zerstreuung, dem Amüsement, waren also nichts anderes als modernes mechanisches Spielzeug.

Solche Figuren gehören in das Gebiet der Mechanik, einen der ältesten und frühesten durchforschten Zweige der Physik. Pneumatisch oder hydraulisch betriebene Automaten werden schon in der Antike erwähnt. Da wird von fliegenden Tauben und kriechenden Schnecken erzählt, aber auch von einem mechanischen Theater und einem Androiden, einem Automaten in Menschengestalt, der angeblich im 3. Jahrhundert vor Christi Geburt bei einem Bacchanal vorgeführt worden sein soll. Obwohl man die technischen Möglichkeiten des Altertums nicht unterschätzen darf, tut man gut daran, solche Berichte mit Vorbehalt aufzunehmen. Gerade um Androiden haben sich gerne Legenden gebildet, und der Legende gehört bestimmt auch jener sprechende, eiserne Diener des Albertus Magnus (1200–1280) an, den sein Schüler, Thomas von Aquin, voll Entsetzen über das Teufelsgeschöpf, vernichtet haben soll.

Automaten sind auch Figuren an Turm- und Kirchenguhren, die zum Beispiel mit Hämmern die Stunden schlagen oder die Uhren als blosser Beigabe schmücken, das heisst Bewegungen vollführen, die nicht der Zeitmessung dienen. Astronomische Uhren waren eine Erfindung des beginnenden 14. Jahrhunderts. Strassburg war eine der ersten Städte, die sich ein solches Instrument leistete. Von 1352 bis 1354 wurde die sogenannte «Dreikönigsuhr» von einem unbekanntem Meister erbaut. Beim Stundenschlag erschienen die drei Könige und verneigten sich vor Maria und Jesus. Ein krähender und flügel-schlagender Hahn überragte die etwa 12 Meter hohe, monumentale Uhr.

Bewegliche Figuren als schmückendes Beiwerk finden sich oft auch an mechanischen Musikinstrumenten, an Spieldosen oder Orgelwerken. Kapellen oder Solisten musizieren auf ihnen, oder weibliche Figuren drehen sich zur Musik im Kreis.

In beiden Fällen, bei den Uhren wie bei den mechanischen Musikinstrumenten, bleiben die Automaten Nebensache; sie sind an ein Triebwerk angeschlossen, von dessen Kräften und Bewegungen sie nur einen geringen Teil beanspruchen.

Zum selbsttätigen Automaten ist nun kein grosser Schritt mehr. Das Triebwerk, wenn es durch Feder oder Zuggewicht in Gang gehalten wird, braucht nur noch ausschliesslich in den Dienst der Figuren gestellt zu werden. Oft ist eine solche Verselbständigung nur scheinbar. Häufig wurde das Spielwerk einfach ins Innere der musizierenden Figur verlegt; ihre Bewegungen sind dann zwar mit dem Ablauf der Musik synchronisiert, bringen aber die Töne nicht selbst hervor.

Eine der besterhaltenen und schönsten Automatenfiguren dieser Art ist *die Hackbrettspielerin*, die 1785 vom Uhrmacher Kintzing und dem Kunstschreiner Roentgen in Neuwied für Maria Antoinette (1755–1793) gebaut wurde und heute im Pariser Museum für Kunst und Gewerbe steht. Es ist eine 53 Zentimeter grosse Puppe, die in jeder Hand ein Hämmerchen hält und auf einem Hackbrett acht Melodien aus Glucks Oper *Armida* spielen kann.

Der Grundstock der Sammlungen des Pariser Museums geht auf einen Mann zurück, dessen Automaten die berühmtesten und, am Stande der Technik seiner Zeit gemessen, wohl auch die vollkommensten waren: *Jacques de Vaucanson*. Sein Name blieb zwar nicht allein an seine berühmten Automaten, *den Flötenspieler*, *den Galoubetspieler* (kleine Trommel) und vor allem *die mechanische Ente* (1728) geknüpft, aber sie waren es, die ihn innerhalb kurzer Zeit in ganz Europa berühmt machten.

Bevor wir uns der interessanten Geschichte der rund 120 Jahre später in Urnäsch entstandenen *künstlichen Ente* von *Johann Bartholome Rechsteiner* zuwenden, müssen wir uns zum besseren Verständnis zuerst mit dem Leben und Wirken des Franzosen Jacques de Vaucanson beschäftigen.

Jacques de Vaucanson

Er wurde am 24. Februar 1709 in Grenoble geboren als Kind eines Handschuhmachers, der wenige Jahre nach der Geburt seines zukunftssträchtigen Sohnes starb. Seit seiner Jugend interessierte er sich für alles, was mit Mechanik zu tun hatte. Jacques soll unter anderem durch anhaltende Beobachtung einer Wanduhr, ohne fremde Anleitung, mit an sich groben Instrumenten, selber eine Uhr aus Holz gebaut haben, die erstaunlich gut lief. Mit vierzehn Jahren kam er als Zögling in das Jesuitenkolleg seiner Heimatstadt und trat zwei Jahre später bei den Minimern, einem Bettelorden, in Lyon in das Noviziat ein. Seine Familie hatte ihn zum Priester bestimmt.

Technische Begabung regt sich

Hier scheint sich seine technische Begabung erst richtig entfaltet zu haben. Für eine Kinderkapelle machte er Engel, welche die Flügel bewegten, und Priesterfiguren, welche kirchliche Verrichtungen vornahmen. Zwei Jahre lang ging das soweit gut, dann aber kamen die Ordensoberen zur Überzeugung, dass Vaucanson bei ihnen nicht ganz am richtigen Ort war, und entbanden den unverbesserlichen Bastler von seinen Gelübden.

Als Vaucanson Lyon wieder verlassen hatte, begannen für ihn Wanderjahre, in deren Verlauf er zwar noch einmal einen Versuch unternahm, zum geistlichen Beruf zurückzufinden, die ihn aber doch mehr und mehr dem Bau seiner

Automaten näherbrachten. Mehrere Jahre lang reiste er durch den Westen Frankreichs, durch die Bretagne und die Normandie. Er hielt sich auch in Rouen auf und machte dort höchstwahrscheinlich Bekanntschaft mit dem Chirurgen Le Cat.

Dieser Le Cat hatte sich, mindestens theoretisch, mit der Konstruktion von anatomisch naturgetreuen Automaten beschäftigt, und es ist wahrscheinlich, dass zwischen beiden ein Ideen- und Gedankenaustausch stattgefunden hatte. Auf dieser Rundreise muss Vaucanson bereits Modelle seiner späteren Kunstfiguren vorgezeigt haben, denn als er die Reise 1731 in Tour beendete, forderte ihn ein Gönner und Geldgeber auf, grössere und vollkommene Automaten zu bauen.

Nach Paris

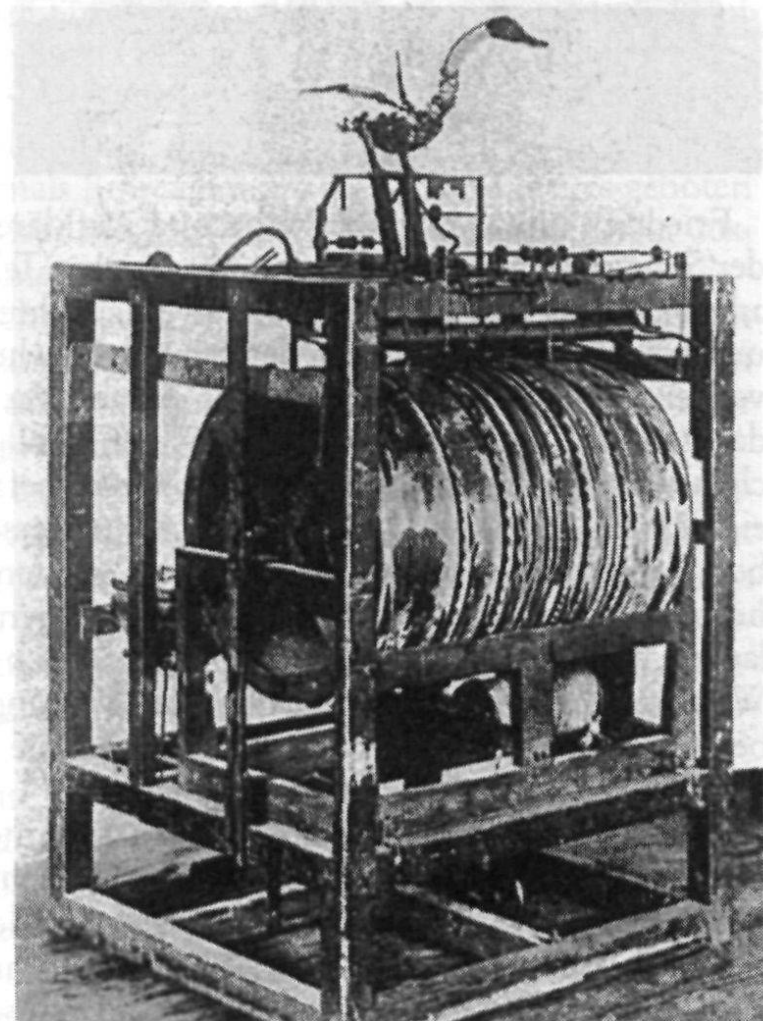
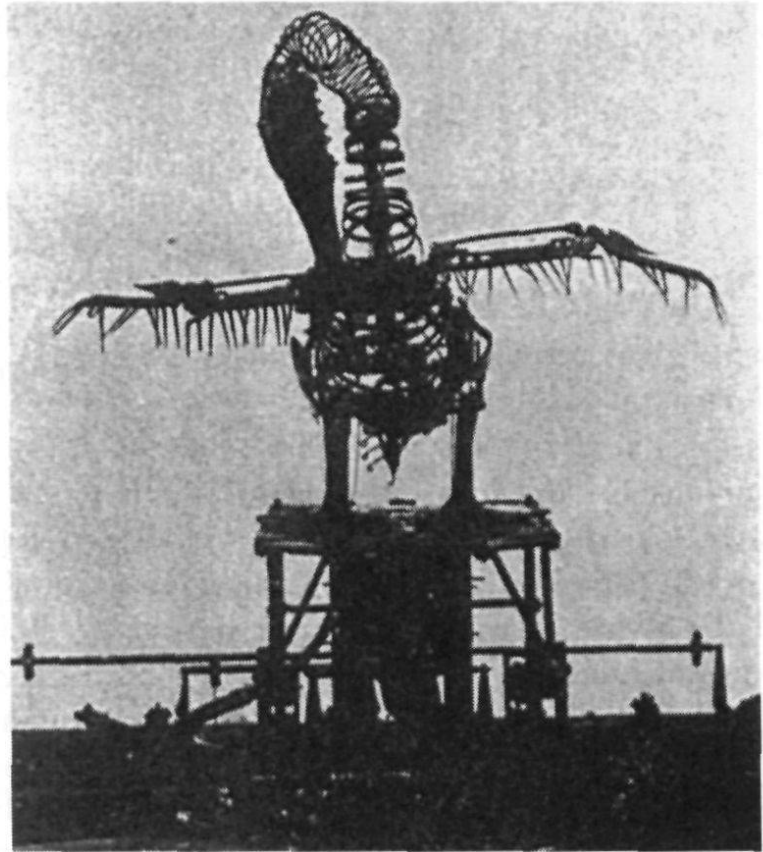
Im gleichen Jahr ging Vaucanson nach Paris. Hier stellte er fest, dass in der französischen Metropole seine Idee, welche er schon in der Jugendzeit verfolgt hatte, nämlich die Stadt Lyon durch mechanische Werke mit Wasser zu versehen, praktisch verwirklicht war. In seiner Bescheidenheit hatte er aber damals seinen Vorschlag niemandem unterbreitet.

Eines Tages erhielt Vaucanson den Besuch des zwanzigjährigen Henri-Louis Jaquet-Droz, Sohn des berühmten Automatenbauers Pierre Jaquet-Droz aus La Chaux-de-Fonds. Dieser war nicht nur technisch, sondern auch musikalisch sehr begabt. Jedenfalls hatte er für den durch seinen Vater hergestellten Androiden *La Musicienne* (um 1774) fünf verschiedene Melodien komponiert, welche *die Künstlerin* auf einem Musikinstrument mit 24 Tasten noch heute spielt. Zusammen mit *dem Schriftsteller* und *dem Zeichner* sind diese im Historischen Museum in Neuchâtel zu sehen und ab und zu auch zu hören und verdienen die ihnen zustehende weltweite Bewunderung. Der junge Jaquet-Droz hatte Vaucanson von seiner Tätigkeit zusammen mit seinem Vater erzählt und ihm dabei unter anderen Arbeiten einen automatischen Rechner gezeigt. Vaucanson rühmte die Arbeit über alle Massen und soll gesagt haben: «Mein junger Freund, Sie beginnen mit dem, was ich einst zu erreichen hoffte.»²

In Paris betrieb Vaucanson mehrere Jahre Studien in Anatomie, Musik und Mechanik. Finanziell und gesundheitlich scheint er sich dabei übernommen zu haben. Jedenfalls war er um 1735 stark verschuldet und krank. In dieser zweifachen Notlage verfiel er auf den Gedanken, einen Automaten zu bauen, der, wie er selber sagte, der Neugier des Publikums entgegenkommen sollte.

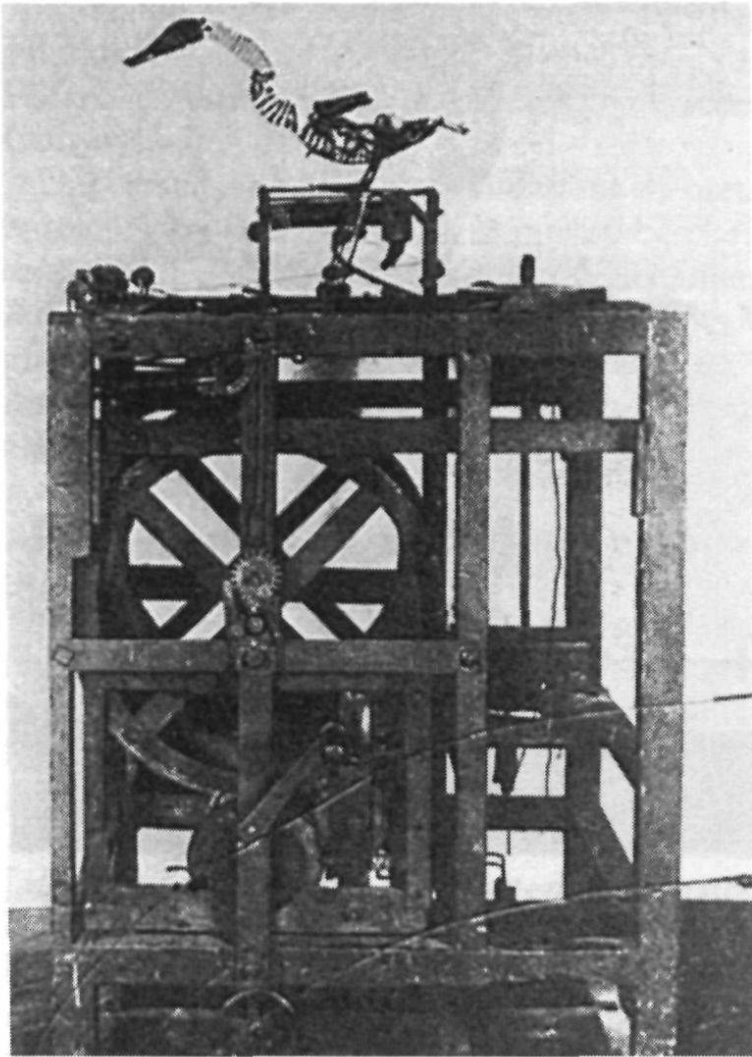
Zuerst entstanden unter seiner geschickten Hand *der Flötenspieler* und *der trommelnde Schäfer*. Der dritte Automat war eine *künstliche Ente*, ein Meisterwerk der Feinmechanik, eine Sehenswürdigkeit und Kuriosität ersten Ranges. Sie wurde bald berühmt. Es hiess, dass die Ente «schnatterte, sich Körner aus einem Troge nahm und dieselben verschlang. Diese Körner erlitten im Magen eine Art Zerreibung, gingen in die Eingeweide über und machten auf diese Weise alle Stufen tierischer Verdauung durch».³

*Das Skelett der Ente
Vorderansicht*



*Einblick in den Mechanismus der
Ente.*

*Seile, die über verschiedene Rad-
trommeln laufen, bewegen He-
bel, die ihrerseits die Ente in
Bewegung setzen.*



Rechts sichtbar das aufgehängte Gewicht, das den Mechanismus in Gang hält und das über eine Trommel aufgerollt wird.

Friedrich Nicolai, Schriftsteller und Aufklärer, glaubte dem Geheimnis auf der Spur zu sein, als er schrieb: «Am unteren Teil des Körpers sei ein Blasebalg angebracht, dessen Luftsauger durch eine Röhre bis in den Hals der Ente gehe und hier die Futterkörner in den Schnabel ziehe, während im Hinterteile eine vorbereitete Masse liege . . .» Aber so einfach war es nun wieder nicht. Die Ente, das steht fest, bedurfte eines mit Mechanik vollgestopften Kastens vom vielfachen Volumen ihrer selbst. In diesem Kasten befanden sich der Antrieb und die eigentliche Apparatur, wahrscheinlich ein grosser Zylinder mit Nockenscheiben, deren jede zu einem Einzelteil der auf dem Kasten thronenden Ente gehörte. Die Drehung des Zylinders liess das Programm in Einzelbewegungen ablaufen, nach dem genau gleichen Prinzip, nach dem heute eine automatische Waschmaschine die unterschiedlichsten Vorgänge unbeirrt in der vorgeschriebenen Reihenfolge absolviert. Was diese Ente alles vermochte, steht in der Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert.

Andernorts ist folgendes zu lesen: «In der Ente stellt Vaucanson den Mechanismus der inneren Organe dar, die den Verrichtungen des Trinkens, Fressens und Verdauens dienen. Das Zusammenspiel aller hierfür erforderlichen Teile ist aufs genaueste nachgeahmt: Die Ente reckt ihren Hals, um an die Körner zu kommen, sie verschlingt diese, verdaut sie und scheidet sie dann auf dem übli-

chen Wege wieder aus. Alle Gebärden einer Ente – wie sie hastig schlingt und mit noch gesteigerter Geschwindigkeit der Schlundbewegungen das Futter in den Magen befördert – sind hier der Natur nachgebildet. Die Nahrung wird, wie bei den lebenden Tieren, nicht durch blosser Zerkleinerung, sondern durch Auflösung verdaut; die im Magen verdaute Masse wird durch Röhren geleitet (wie beim lebenden Tier durch die Gedärme), bis hin zum After, wo sich ein Ringmuskel befindet, der die Ausstossung ermöglicht . . . Im Magen musste auf kleinem Raum ein chemisches Laboratorium konstruiert werden, welches imstande ist, die Körner in ihre hauptsächlichsten Bestandteile zu zerlegen.»⁴

Naturgetreue Bewegungen

Zu diesen Vorgängen des Trinkens, des Fressens, der Verdauung und der Ausscheidung kommt aber nun noch die Bewegung des Körpers selbst und die naturgetreue Bewegung der Flügel.

Diese Flügel müssen ein Wunderwerk der Feinmechanik gewesen sein. Das ganze, aus zahllosen Einzelteilen bestehende Knochengerüst ist aufs genaueste nachgeahmt, jedes Gelenk mit seinen Erhebungen und Vertiefungen nachgebildet, und das Zusammenspiel der Teile wird durch einen sinnreichen und komplizierten Mechanismus beherrscht und gesteuert.

Besondere Beachtung fand der Umstand, dass der ganze Bewegungsablauf vom Innern der Ente und des Podestes aus gesteuert wurde, also keinerlei Stütze von aussen, keine sichtbaren Stangen oder Fäden verwendet wurden: solche Hilfsmittel hätten dem Ganzen mehr den Charakter einer Marionettenfigur verliehen; solche hatte man damals hinreichend – hier wurde Neues geboten und die lebendige Wirkung des künstlichen Vogels durch das Fehlen aller äusserlich sichtbaren Hilfsmittel unterstützt.

Noch etwas anderes aber machte bei diesem Apparat besonderen Eindruck auf die Zeitgenossen: es waren nämlich keinerlei Eingriffe irgendwelcher Art in den einmal begonnenen Ablauf nötig, keine Betätigung von Hebeln oder Knöpfen, um diese oder jene Bewegung einzeln zu bewirken.

Nichts anderes geschieht, als dass ein Auslöser betätigt wird, und vom gleichen Augenblick an übernimmt das Werk die weiteren Verrichtungen: es treibt die Nockenscheiben an, deren jede einem der Einzelteile des Skelettsystems oder des inneren Mechanismus zugeordnet ist – das Schauspiel der sich bewegenden, fressenden und verdauenden Ente nimmt seinen Lauf, höchst eindrucksvoll für den zeitgenössischen Betrachter, wie das folgende Zitat andeutet:

«Der Künstler geht zu der Ente, welche auf einem Podest unter einem Baldachin plaziert ist und den Eindruck eines kunstvoll ausgestopften Tieres erweckt. Er betätigt einen Auslöser auf dem Rücken des Vogels, und sogleich sieht man jenen den Kopf heben, sich nach allen Seiten umblicken, den Schwanz bewegen, sich recken, die Flügel ausbreiten und damit schlagen; dabei stösst er einen vollkommen natürlich klingenden Laut aus, so, als wolle er

gleich wegfliegen. Die Wirkung wird noch dadurch gesteigert, dass das Tier seinen Kopf zum Futternapf hinunterneigt und mit unglaublich natürlich erscheinenden Bewegungen beginnt, die Körner zu verschlingen.

Was aber die besondere Bewunderung des Kenners erweckt, das ist die Tatsache, dass der in Kopf und Hals befindliche Mechanismus nicht den mindesten Schaden von all den Bewegungen und Verrenkungen leidet und dass dieser Mechanismus ohne die geringste Stütze an einem ausserhalb liegenden Punkt auskommen kann.»⁵

Innerhalb von zwei Monaten kamen in das Hôtel de Longueville zweitausend Neugierige, um Vaucansons Automaten zu sehen.

Voltaire, einer der ersten Besucher, verherrlichte ihn in einem Gedicht als «kühnen Rivalen des Prometheus, der die Triebfedern der Natur nachahme», und rühmte in einem Brief an Friedrich den Grossen seine überragenden Leistungen. Friedrich, damals noch Kronprinz, beauftragte sofort den preussischen Gesandten in Paris, den Baron Chambrier, Vaucanson ein entsprechendes Angebot zu machen: 12 000 livres sollten seine jährlichen Bezüge im Dienste Preussens betragen. Einer positiven Antwort sicher, schrieb Friedrich kurz nach seinem Regierungsantritt am 27. Juni 1740 an Voltaire: «Ich habe die Grundlagen unserer neuen Akademie gelegt. Wolff, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti habe ich gewonnen.»⁶ Aber sein Frohlocken war verfrüht – Vaucanson nahm die Einladung nicht an. Möglicherweise war ihm schon zu Ohren gekommen, dass Kardinal Fleury, der leitende Minister Ludwigs XV., Grosses mit ihm vorhatte. Im selben Jahr jedenfalls wurde er zum «Inspektor der Manufakturen des Königreichs» ernannt.

Als Vaucanson nach Lyon berufen wurde und die dort ansässigen Seidenweber von der Ankunft des berühmten Erfinders automatischer Figuren eine Bedrohung ihrer Existenz befürchteten und ihn deshalb mit Steinwürfen verfolgten, soll der Meister ihnen zum Spott einen Esel angefertigt haben, «welcher imstande war, geblümtes Tuch zu weben» ...

Keine Zeit mehr für seine Automaten

Abgesehen davon, dass er für eine Theateraufführung von Marmontels Drama *Kleopatra* eine zischende Schlange gebaut hatte, die an die Brust der Königin kroch, konnte er in seinem neuen Aufgabenbereich den Automaten kaum mehr Zeit widmen. Er verkaufte die Nutzungsrechte für die drei Automaten, *den Flötenspieler, den Trommler* und *die Ente*, an drei Kaufleute aus Lyon. Einer von ihnen reiste als Impresario mit den Kunstfiguren umher. 1742 wurden sie auch unter anderen im Londoner Haymarket Opera House vorgeführt.

Verkauf der Automaten

Im Jahre darauf erwarben die drei Kaufleute sie gegen Barzahlung von 40 000 livres von Vaucanson, der sich darauf nicht mehr um das Schicksal seiner berühmten «Kinder» kümmerte.

Die Automaten waren also verkauft, und Vaucanson verlor sie auch schon bald aus den Augen. Nun begann eine eigentliche Odyssee, die schon bald aus dem Heimatland ihres Erbauers hinaus und Anfang der 50er Jahre nach Deutschland führte. 1746 waren sie in Strassburg, 1747 in Hamburg zu sehen. Aus Gründen, die nicht weiter bekannt sind, versuchte der Besitzer – Dumoulin – die Figuren weiter zu verkaufen. 1754 bot er sie dem Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Bayreuth an, der bereit war, dafür 12 000 Gulden zu zahlen. Aber der Verkauf kam nicht zustande, und ein Jahr später musste sie der in Geldnot geratene Eigentümer als Pfand dem Handelskontor der Brüder Pflüger überlassen, die ihm 3000 Gulden geliehen hatten. Mit diesem Geld reiste er nach Russland, ohne wieder von sich hören zu lassen.

In Kisten verpackt, blieben die drei Automaten jahrzehntelang auf einem Nürnberger Dachboden. Im Jahre 1781 erst wurden sie wieder entdeckt, und zwar von einem berühmten Reisenden, dem Berliner Verleger und Kritiker Friedrich Nicolai. In einer Reisebeschreibung erwähnt er sie:

«Es wäre wohl zu wünschen, dass diese in ihrer Art einzigen Automaten aus ihrer achtundzwanzigjährigen Gefangenschaft endlich erlöst würden.

Es ist zu hoffen, dass ein Fürst, der die mechanischen Wissenschaften und besonders sinnreiche Erfindungen liebt, die geringe Summe von 3000 Gulden und die Kosten, welche nötig sind, um die Triebwerke und Figuren wieder in völlig brauchbaren Stand zu setzen, daran wird wenden wollen. Nur von einem Fürsten oder von einer reichen Privatperson ist dies zu hoffen. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich durch diese Bekanntmachung etwas dazu hätte beitragen können.»⁷

Die «reiche Privatperson» fand sich: es war Hofrat Gottfried Christoph Beireis, Professor an der Universität Helmstedt und Raritätensammler.

Nicht nur durch den langen Aufenthalt auf dem Dachboden hatten die Automaten stark gelitten: Dumoulin hatte auch, als er knapp dreissig Jahre davor nach Russland gereist war, ihren Mechanismus blockiert, um eine Nutznießung durch andere zu verhindern. Er hatte Getriebeteile vertauscht, Ketten ausgehängt – kurz, es waren umfangreiche Reparaturen notwendig, wenn die Figuren wieder funktionieren sollten. Diese Arbeiten wurden von dem Mechaniker Johann Georg Bischoff dem Jüngeren aus Nürnberg durchgeführt, auf den Beireis durch Nicolai aufmerksam gemacht worden war.

Goethe bei Beireis

1805 hielt sich Goethe zu einer Badekur in Lauchstädt auf. Zusammen mit seinem Sohn August und einem akademischen Freund aus Halle macht er einen Abstecher nach Helmstedt, einer kleinen Universitätsstadt im Braunschweigischen. Er galt dem Kuriosum der damaligen gelehrten Welt, dem etwas skurilen Doktor, Professor und Hofrat Godofredus Christophorus Beireis, von dem viel geredet wurde und von dem Goethe sagte, er sei ein ebenso trefflicher als wunderlicher Mann.

In den Tag- und Jahresheften, der annalenartigen Lebens- und Selbstdarstellung, schreibt Goethe:

«... die Vaucansonischen Automaten fanden wir durchaus paralysiert. Die Ente, unbefiedert, stand als Gerippe da, frass den Hafer noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr: an allem dem ward er aber keineswegs irre, sondern sprach von diesen veralteten, halbzerstörten Dingen mit solchem Behagen und so wichtigem Ausdruck, als wenn seit jener Zeit die höhere Mechanik nichts frisches Bedeutenderes hervorgebracht hätte.»⁸

Nach dem Tode von Beireis 1809 wurden seine Automaten versteigert. Käufer wurde schliesslich Geheimrat von Harlem aus Berlin, an den die Automaten für den blossen Metallwert abgegeben wurden. In seinem Auftrag holte ein Kriegsrat Blücher sie in Helmstedt ab. Anscheinend wollte von Harlem sie wieder instandsetzen lassen. Jedenfalls wissen wir, dass er mit dem Hofmechanikus Dörfel darüber in einen Prozess geriet, der dazu führte, dass die Figuren eine Zeitlang in gerichtlichen Gewahrsam kamen und im Schloss Berlin aufbewahrt wurden.

Gut fürs Kuriositätenkabinett

Der nächste Besitzer war ein Professor Döbler, der die Figuren scheinbar verpfändet hatte und der sich vorübergehend in Prag aufhielt. Als 1839 die Schausteller Dietz und Fréchon, begleitet vom tüchtigen Mechaniker Johann Bartholome Rechsteiner aus der Schweiz, mit ihrem Kuriositätenkabinett nach Berlin kamen, wurden sie von Dörfel auf die Automaten aufmerksam gemacht und erwarben von Professor Döbler die Ente.

Der Appenzeller Johann Bartholome Rechsteiner

Dietz und Fréchon, die beiden neuen Besitzer der Ente, beauftragten nun ihren äusserst talentierten Mechaniker, den Appenzeller Johann Bartholome Rechsteiner, mit der Instandsetzung des bereits über 100 Jahre alten Automaten. Wer aber war Rechsteiner, der die Vaucansonsche Ente in rund dreieinhalbjähriger, äusserst mühevoller Arbeit wieder zu neuem Leben erweckte? Seine Lebensgeschichte enthält alle Varianten menschlichen Schicksals. Er erlebte die Pendelschwingungen eines Lebens auf extremste Weise: Armut, Wohlstand, Triumph und Demütigung – das Schicksal eines Genies.

Hungerjahre

Es waren harte Zeiten, als am 5. Juni 1810 Katharina Barbara Rechsteiner in Degersheim ihr drittes Kind, einen Knaben, zur Welt brachte. Die grosse Teuerung, hervorgerufen durch die Kriegsläufe und den dadurch unterbundenen Getreidehandel, hatte den Vater Johann Martin arm gemacht. Bis dahin war es leidlich gegangen, nun aber verlangte ein weiterer Schreihals Milch und die bei-

den grösseren Kinder ihr Mues. Vater und Mutter hatten alle Mühe, die hungrigen Mäuler zu stopfen. Haferbrei stand zwar täglich auf dem Tisch, als aber in der Zeit der grössten Teuerung der vierpfündige Laib auf zwanzig Batzen zu stehen kam, war das Brot für sie kaum mehr erschwinglich und wurde nur noch ganz dünn geschnitten auf den Tisch gebracht.

In St.Gallen teilte die Hilfsgesellschaft, welche bereits im März 1800 wegen der drängenden Not jener Tage von gemeinnützigen Männern gegründet worden war, die *Rumford'sche Suppe** aus. Hier nannte man sie zwar *die Gottesnamen-Suppe*, weil sie kostenlos unter die Armen verteilt wurde.

In Degersheim wurde der jüngste Rechsteiner vom evangelischen Pfarrer auf den Namen Johann Bartholomäus getauft**. Jedes Jahr kam ein weiteres Kind dazu. Die Not wurde dadurch immer grösser. Johann Bartholome war kaum fünf Jahre alt, als sich im Frühjahr 1815 eine weitere Hungersnot ankündigte. Als Folge des französischen Wareneinfuhrverbotes fielen die Preise für Mousse- lin-Gewebe um 30 bis 40%, gewöhnliche Baumwollwaren um 15–20%. Das hatte in der Ostschweiz verheerende Folgen, und als nach einem langen Winter und einem nasskalten Sommer 1816 eine neue, massive Teuerung einsetzte, war das Unglück nicht mehr abzuwenden. Das Wenige, was in den kleinen Gärten und Äckern noch gewachsen war, schlug der Hagel am 4. Juli ganz zusammen.

Im Februar kostete ein Viertel Korn (ca. 12 kg) noch unter 3 Gulden, im Juni 3 und am Jahresende über 4 Gulden. Nach Neujahr wurde es noch schlimmer – auf dem Höhepunkt der Krise im Juni 1817 lag der Preis über 9 Gulden für ein Viertel Korn. Ein Laib Brot zu 4 Pfund kostete fast 2 Gulden, gleichviel wie ein Weber in einer ganzen Woche verdiente.

Die Not war gross. Gemeinde- und Kantonsbehörden, aber auch die Landesregierung griffen helfend ein. Sogar vom Ausland kam unerwartete Hilfe. Zar Alexander von Russland liess 100 000 Silber-Rubel an die schwer betroffenen Ostschweizer Kantone überweisen. Davon kamen 4000 an die untertoggens- burgischen Gemeinden zur Verteilung; Degersheim erhielt davon 150 Rubel.

Geissbueb und karge Kost

Inzwischen sassen nun sechs hungrige Kinder am Tisch der Rechsteiner. Zu allem Unglück starb noch die Mutter. Nun war der Vater ganz auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen und deshalb froh, dass sich die Gelegenheit bot, seinen Drittältesten, Johann Bartholome, er war kaum 7 Jahre alt, als Geissbueb

* Graf Benjamin Thompson von Rumford (1753–1814), amerikanischer Physiker. Er hatte in Bayern nicht nur die Kartoffeln eingeführt, sondern sich um Armenspeisungen verdient gemacht. Die «Rumford-Suppe» bestand aus Perlgrauen, Erbsen, Kartoffeln, Brot, Salz, Bier, Weinessig und Wasser.

** Sein Onkel, der Bruder des Vaters, Jakob Rechsteiner trat 1826 zum katholischen Glauben über und übernahm zwei Jahre nachher als Eremit die Einsiedelei im «Wildkirchli». Er starb 1851 auf seiner dritten Rom-Wallfahrt.

nach Weesen geben zu können und damit wenigstens einen Esser weniger zu Hause zu haben.

Er kam zu einem befreundeten Bauern, bei dem er es für die damaligen Verhältnisse recht und schlecht hatte. Später erzählte er selber, was man ihm in der Not zum Essen vorgesetzt hatte: «Gras und das Laub von Sträuchern, theils roh, theils gekocht, im Winter kleingeschnittenes Heu als Suppe, war lange die gewöhnliche Nahrung. Hafermehl und einige Schnecken gaben ein Festmahl ab.»⁹

In der Föhnnacht vom 20. auf den 21. März 1818 wurde Degersheim, wo Vater Rechsteiner mit der restlichen Familie noch wohnte, fast vollständig durch ein riesiges Feuer zerstört. Nur das evangelische Pfarrhaus und sechs weitere Häuser und Scheunen blieben vom Feuer verschont. Der St.Galler «Erzähler» meldete in Nr. 13 vom 27. März 1818, dass 206 Personen, darunter auch die Rechsteiners, obdachlos seien.

Am härtesten betroffen waren die landlosen Heimarbeiter, wie Vater Rechsteiner einer war. Abgesehen vom Kanton Appenzell A. Rh. litt die Gegend rund um das Toggenburg am meisten unter den Auswirkungen der Hungersnot. Die so grosse Not Leidenden waren gezwungen zu verkaufen, was irgendwie in Münze umzusetzen war. Ein Pfarrer klagte über ein Gemeindeglied: «Der Arme hat diese Zeit über alles vom Hausrat verkauft, versetzt. Kein Bett, keine Schuhe, noch Strümpfe, noch Kleider besitzt er mehr... Heisshunger, Hungergeschwulste, Entkräftung, Auszehrung und Tod waren vieler Los.»¹⁰ Die Armen- und Waisenhäuser waren unter den schlechten hygienischen Verhältnissen mit hungernden, kranken und sterbenden Menschen vollgestopft. An den Auswirkungen dieser Krise starben im Untertoggenburg über zweieinhalbmal soviele Leute wie in gewöhnlichen Jahren.

Johann Bartholome überstand die Hungerjahre 1817/18 leidlich und kehrte nach Degersheim zurück. Einer seiner Brüder war inzwischen an den erlittenen Entbehrungen gestorben.

Müller und Bäcker

In der Nähe fand der knapp Zwölfjährige bei einem Müller und Bäcker Arbeit und lernte bei ihm Korn mahlen und Brot backen. Ausgerüstet mit diesen Kenntnissen, machte sich der Bursche auf in die Fremde, und schon in Räter-schen bei Winterthur konnte er in der Mühle Wipf das Gelernte brauchen. Hier drehten sich die Mühlenräder, und es war für ihn eine Sternstunde, als er entdeckte, wie die Holzräder ineinandergriffen und die Kraft übertrugen. Hier brach seine Liebe zur Mechanik auf.

Schon als Knabe hatte er, so erinnerte er sich, einmal im Tausch gegen seinen grössten und einzigen Schatz, seinen schönsten Reisetock dafür gegeben, ein Getriebe lange und ausgiebig betrachten zu dürfen. Und wie hatte er atemlos zugehört, als ihm ein heimgekehrter Soldat von einem mechanischen Elefanten und einer mechanischen Ente erzählte, «welche alle Funktionen einer le-

benden zum Vorschein gebracht». – Ein eigenartiger Zufall wollte es, dass er 20 Jahre später beide Figuren zu reparieren hatte.

Mechanik, seine Leidenschaft

Das sich langsam drehende Wasserrad, das die schweren Mühlsteine in Bewegung hielt, beanspruchte seine ganze Aufmerksamkeit. In der kargen Freizeit und oft auch in den Nachtstunden konstruierte er aus an sich wertlosen Spinnereigerätschaften an einer verborgenen Stelle des Wasserradgehäuses verschiedene Triebwerke. Einmal war es eine Walke, deren Vorbild er irgendwo gesehen hatte. Aber sein Arbeitgeber hatte kein Verständnis für seine Basteleien, ja er war so geizig, dass er ihm, als er die Stelle verlassen wollte, für das verwendete, an sich wertlose Material noch 48 Kreuzer am sonst schon sehr bescheidenen Lohn abzog.

Am neuen Arbeitsort, in der Spinnerei Dändliker in Ellikon an der Thur, traf er es besser. Sein neuer Meister hatte Freude an dem aufgeweckten Burschen und unterstützte ihn in seiner Tätigkeit, weil er sein mechanisches Talent erkannt hatte.

Heimweh nach den Bergen rund um den Säntis trieb den Jüngling wieder nach Hause. Der Vater nahm ihn aber nicht mit offenen Armen auf. Er war der Meinung, «das sei alles Kinderzeug», was er da mache. Um Spannungen aus dem Weg zu gehen, trennten sich Vater und Sohn, und Johann Bartholome suchte und fand erneut Arbeit in einer Spinnerei im thurgauischen Münchwilen. Da, wo sich Räder drehten, fühlte er sich in seinem Element.

Mangelnde Schulbildung

Bis dahin hatte er keine Schule besucht. Die Grundbegriffe des Lesens hatte ihm zwar eine alte Frau beigebracht, als er aus Weesen zurückgekehrt war. Dabei blieb es aber. Schreiben und Rechnen lernte er erst viele Jahre später.

Als er im benachbarten Sirnach den Konfirmationsunterricht besuchte, stellte der Pfarrer den Mangel bald fest und schalt ihn, dass er «lieber in Wassergräben und Mühlenbetrieben herumstreiche und eine auffallende Zerstreutheit für andere Dinge zeige», aber kaum lesen, geschweige denn schreiben und rechnen könne. Der Konfirmand gab seinem Pfarrer und Lehrer häufig Anlass zu bedenklichem Kopfschütteln, «sie begriffen nicht, was der Jüngling im Kopfe hatte». Immer trug er einige Werkzeuge in seinen Taschen herum, und selbst auf der Strasse sah man ihn schnitzen und dreheln und gedankenvoll seinen Weg gehen. Mit etwas Erspartem kehrte der 17jährige gesundheitlich angeschlagen ins Appenzellerland zurück und verdiente seinen Unterhalt, indem er Wanduhren reparierte, Sägen feilte und Vexierschlösser anfertigte.

Mehrere Sommer verbrachte er auf den umliegenden Alpen, reparierte den Sennen die Geräte, machte neue und verdiente sich so wenigstens sein Essen. Seine Werkstatt schlug er unter freiem Himmel auf; ein Heckenpfahl oder ein Baumstumpf genügten ihm, um seinen Schraubstock einzutreiben. Von stau-

nenden Landleuten umgeben, fertigte er Uhren und anderes an. Seinen Vater bat er in dieser Zeit wiederholt, «ihn ordentlich die Mechanik lernen zu lassen», wurde aber immer wieder mit dem Bescheid abgewiesen, «aus dem gebe es nichts rechtes, der sich nicht selbst helfe»¹¹.

Dass er keinen Lehrbrief vorweisen konnte, machte ihm immer wieder Schwierigkeiten. Zum Glück hatte er aber ausgezeichnete Zeugnisse von Landleuten, Geistlichen, von Bau- und Fabrikherren vorzulegen, die ihm den Weg ebneten. Nach vielen Mühen verschaffte er sich einen Ausweis als Uhrmacher. Mit diesem zog er nun von Ort zu Ort und anerbote sich, alle Arten von Reparaturen zu machen. In Vorarlberg, im Zürichbiet, im Glarnerland und selbstverständlich in der Umgebung des Appenzellerlandes vertraute man ihm defekte Uhren an, die er tadellos instand stellte.

Es entsprach dem Geist jener Zeit, die Natur in mechanischen Figuren nachzuahmen. Da gab es «Vögel», die zwitscherten, auf Jahrmärkten wurden menschliche Figuren in Lebensgrösse gezeigt, die tanzen, schreiben, rauchen oder ein Musikinstrument spielen konnten. Der junge Rechsteiner hatte solche «Automaten» im Unterland gesehen und schon lange darüber nachgedacht, wie sie wohl funktionieren würden. So wundert es nicht, dass er selber etwas Ähnliches machen wollte. In seinem Kopf und später unter seinen geschickten Händen nahm langsam ein «mechanisches Pferd» Form und Gestalt an, das sich, angetrieben durch eine verborgene Mechanik, wie lebendig verhalten sollte. Die vorderen Beine waren fertig, das Knochen- und Muskelsystem gelungen, da gab er seinen Plan auf, weil er sich «zu Grösserem berufen fühlte. – Aber was wusste ich nicht.»

«Das jüngste Gericht»

Im Alter von 23 Jahren begann er in Eggerstanden an seinem ersten grossen, automatischen Werk, am *Jüngsten Gericht* zu arbeiten. Gutmeinende Leute hatten ihm nicht nur einen Arbeitsraum, sondern auch Geld zur Verfügung gestellt, denn sie glaubten an seine Fähigkeiten. Über die grossen Anstrengungen, welche Idee und Ausführung ihn kosteten, äusserte sich Rechsteiner selber mit den Worten: «Ich fürchtete bereits, es könnten leicht zwei jüngste Gerichte zusammentreffen.»¹²

Drei volle Jahre arbeitete er an diesem Schaustück. Über 260 Figuren bewegten sich: «Da waren der Himmel, die Hölle, das Thal Josaphat zu schauen. Die Berge gingen unter durch Feuer und Wasser, die Todten standen auf aus allen Welttheilen, zogen ihre zerstreuten Gebeine an sich und sammelten sich zum Weltgericht, und der Heiland mit den Aposteln stieg vom Himmel hernieder, um die Böcke von den Schafen zu sondern.»¹³

Das grosse, über 3 Zentner schwere Schaustück aus Eisen, Messing und Holz hatte sämtliche finanziellen Mittel Rechsteiners verschlungen, ja er musste noch fremdes Geld dazulegen und Schuldscheine ausstellen. Von der Landeskanzlei Appenzell liess er sich mit Unterschrift und Siegel bestätigen, dass er das Werk ohne fremde Hilfe und Vorlage konstruiert habe.

«Die Kanzlei des Kantons Appenzell der innern Rhoden bezeugt hiermit auf höfliches Ansuchen, dass *Johann Bartholome Rechsteiner*, Mechaniker von Urnäsch, Kantons Appenzell der äusseren Rhoden, das so eben einem kunstliebenden Publikum des In- und Auslandes vorzuzeigende mechanische Werk, *vorstellend das jüngste Gericht selbst*, und ohne die mindeste Hilfe eines Andern hergestellt habe.

Dieses Werk, welches von Kennern im höchsten Grade bewundert wird, und an welchem er drei volle Jahre mit unverdrossnem Eifer und grosser Anstrengung arbeitete, ist ganz von Eisen und Messing gefertigt, es wiegt circa drei Zentner, und verdient um so mehr belobt zu werden, da das Ganze durch einen von ihm selbst erfundenen Mechanismus regiert wird.

Wir finden es nicht nöthig, die Einzelheiten dieses Kunstwerkes zu beschreiben, oder vielmehr zu beloben, indem sich solches von selbst rühmt und sich des Gesagten Jedermann, der es bis dahin gesehen hat, oder noch sehen wird, vollkommen überzeugt.

Auch dürfen wir dem gedachten *Rechsteiner* das wohlverdiente Zeugnis mittheilen, dass er sich während seines mehrjährigen Aufenthalts dahier, eines in jeder Beziehung löblichen Wandels beflissen hat, weshalb wir ihn überall, wo er dieses Zeugnis vorzeigt, zur geneigten Aufnahme bestens empfehlen.

Gegeben in Appenzell, den 28. August 1836.

Für die Kanzley
der Landschreiber
sig. Rhyner.»

14

Misserfolg und neue Hoffnungen

Mit diesem mechanischen Kunstwerk und dem Zeugnis zog er nun durch die Schweiz und zeigte das Schaustück in verschiedenen Städten, unter anderen in Luzern und Basel, gegen Eintrittsgeld. Der Zustrom und das Interesse waren nirgends besonders gross. «Die Frommen nahmen daran vermutlich ein Ärgernis, und der Kenner gab es – wie immer – wenige.»¹⁵

Kurz gesagt, er musste bald einsehen, dass das Thema unglücklich gewählt und mitten im Jahrmarktsrummel nicht am richtigen Ort war.

Den Aufenthalt in Basel benützte er, dem Hause Dubari ein von ihm erfundenes Getriebe für Weberschiffchen «um 3 Louis d'or» zu verkaufen. Für seinen Gastwirt, der ihm Unterkunft gewährt hatte, erfand er in wenigen Tagen eine neue Futterschneidmaschine und einen Haspel, um die «Basler Seidenbänder mit den Massen der verschiedenen Länder zu messen und aufzurollen»¹⁶.

Aus ihm unerfindlichen Gründen erhielt Rechsteiner in Basel keine Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung. Hatte man in ihm einen Scharlatan gesehen, der mit dem *Jüngsten Gericht* die Leute beunruhigte? Dazu kam, dass ihn sein Wirt dermassen überforderte, dass er seinen letzten Batzen hinlegen und hungernd und frierend zusammen mit dem schweren Schaustück den Heimweg antreten musste.

Kurze Zeit blieb *Goldböbli*, wie sie ihn zur Unterscheidung gegenüber vielen anderen Landsleuten gleichen Namens nannten, in Urnäsch. Den Zunamen verdankte er seinem Grossvater, von dem es hiess, er habe Gold machen können . . . Er verdiente wieder etwas Geld mit Reparaturen an kleinen Uhren und durch Verbesserungen am schadhafte Werk der Kirchturmuhre von Waldstatt.

Nach dem Misserfolg mit dem *Jüngsten Gericht* in seiner Heimat wollte er das Glück noch im Ausland versuchen. Das Schaustück liess er nach München voraustransportieren und reiste zu Fuss nach. Er hegte die Hoffnung, in der bayerischen Hauptstadt einen Käufer für sein Werk zu finden, der ihm erst noch einen guten Preis dafür bezahlte, um ihm aus seiner finanziellen Misere herauszuhelfen. Aber auch hier war das Interesse nicht besonders gross. Wohl bewunderte man die geheimnisvolle Mechanik, welche alle 260 Figuren in Bewegung hielt, aber das Thema . . .

Erst mit etwelcher Mühe fand er nach längerer Zeit einen Käufer, so dass er wenigstens einen Teil seiner Schulden zurückbezahlen konnte. In München sah er sich nach Arbeit um. Weil er ja aber auch hier keinen richtigen Lehrbrief vorweisen konnte, wurde er an den meisten Orten kurzerhand abgewiesen. Doch er gab nicht auf und offerierte seine Dienste je nach Situation als Uhrmacher, Müller, Mechaniker, Schlosser, Zeugschmied oder Büchsenmacher.

Im Oktober 1837 fand er endlich bei Uhrmacher Liebhardt an der Kauffingerstrasse Arbeit. Dieser war mit ihm und seiner Arbeit ausserordentlich zufrieden und höchst überrascht, als ihm Rechsteiner beiläufig sagte, dass er nur aus Zufall die Uhrmacherei betreibe, er hätte ebensogut in elf anderen handwerklichen Berufen arbeiten können . . .

Im Frühjahr 1838 verliess er München mit dem Fernziel Frankreich. Er reiste zuerst nach Augsburg, dann nach Stuttgart und wurde da vom Hofuhrmacher Steinle in Kondition genommen. Bald war er in diesem renommierten Betrieb Geschäftsführer und Kompagnon von Steinle, der ihn an einem Drittel der Bruttoeinnahmen beteiligte. Hier wurden auch durch einen Zufall die Weichen gestellt, welche das Leben Rechsteiners massgebend beeinflussten.

In den ersten Januartagen des Jahres 1839 brachte ein fremder Herr ein defektes, grosses automatisches Werk in das Uhrengeschäft. Scheinbar hatten bis dahin schon viele versucht, es wieder in Gang zu bringen – erfolglos. Konnte da vielleicht der Hofuhrmacher helfen? Der unbekannte Auftraggeber mit norddeutschem Akzent staunte nicht wenig, als nach nur 3 Tagen das Werk wieder vorzüglich lief. Rechsteiner hatte es nicht nur funktionstüchtig gemacht, sondern gleich auch noch wesentliche Verbesserungen angebracht. Ebenso erfolg-

reich reparierte er verschiedene andere, ebenfalls havarierte Werke des gleichen Besitzers. So konnte es ja nicht ausbleiben, dass dieser auf den tüchtigen jungen Schweizer Mechaniker aufmerksam wurde und ihm kurzerhand eine Stelle in seinem Unternehmen anbot. Der bisher Unbekannte war niemand anders als der Inhaber des grössten fahrenden Automatenmuseums, Georges Dietz. «Genanntes Museum war das Grösste seiner Art, das je bestand. Es besass sehr viele Kunstwerke, für jeden Bildungsgrad des Sehenswürdigen genug. Die höchsten Herrschaften beehrten es mit ihrem Besuche, und aus allen Ständen war der Zudrang ungemein gross.»¹⁷

Mit dem fahrenden Museum unterwegs

Sie zogen kreuz und quer durch Europa und zeigten auf Jahrmärkten und bei festlichen Anlässen einem immer wieder staunenden Publikum ihre technischen Wunderwerke.

Bartholome Rechsteiner hatte die Aufgabe, die empfindlichen mechanischen Automaten, also Menschen oder Tieren nachgebildeten Figuren, welche sich mittels eines unsichtbaren Mechanismus «wie lebendig» bewegten, wieder instand zu stellen. Er hatte sie aber nicht nur zu reparieren, sondern auch neue zu schaffen. Innerhalb von fünf Jahren entstanden 29 Automaten, die er wieder herstellte oder von Grund auf nach seinen Ideen neu baute.

Das erste Werk, das er restaurierte, war ausgerechnet *der mechanische Elefant*, von dem er bereits in seiner Jugendzeit gehört hatte. Der etwa 1½ Meter hohe Automat konnte «Rüssel, Schwanz und Augen bewegen und verteidigte sich gegen einen Löwen»¹⁸. Ausserdem bewegten sich auf dem Podest, auf dem der Elefant stand und das den ganzen Mechanismus enthielt, Schlangen, Eidechsen, sich abwechselnd schliessende und öffnende Blumen. Das Kunstwerk soll, so erfuhr Rechsteiner, von einer indischen Handelsgesellschaft in England bestellt worden sein; bevor es aber fertig war, starb der Grossmogul, für den es bestimmt gewesen war. Rechsteiner bemühte sich um dieses Werk und brachte es innert kurzer Zeit auch wieder in Gang.

Ein weiteres Kunstwerk im Besitze von Georges Dietz war ebenfalls reparaturbedürftig geworden, «ein in der Brust tödtlich verwundeter Grenadier, dessen schwere, wundernatürliche Athemzüge, Kopf-, Mund- und Augenbewegungen die Zuschauer unwillkürlich zu inniger Theilnahme rührten»¹⁹. – Der tüchtige Appenzeller hauchte ihm wieder Leben ein.

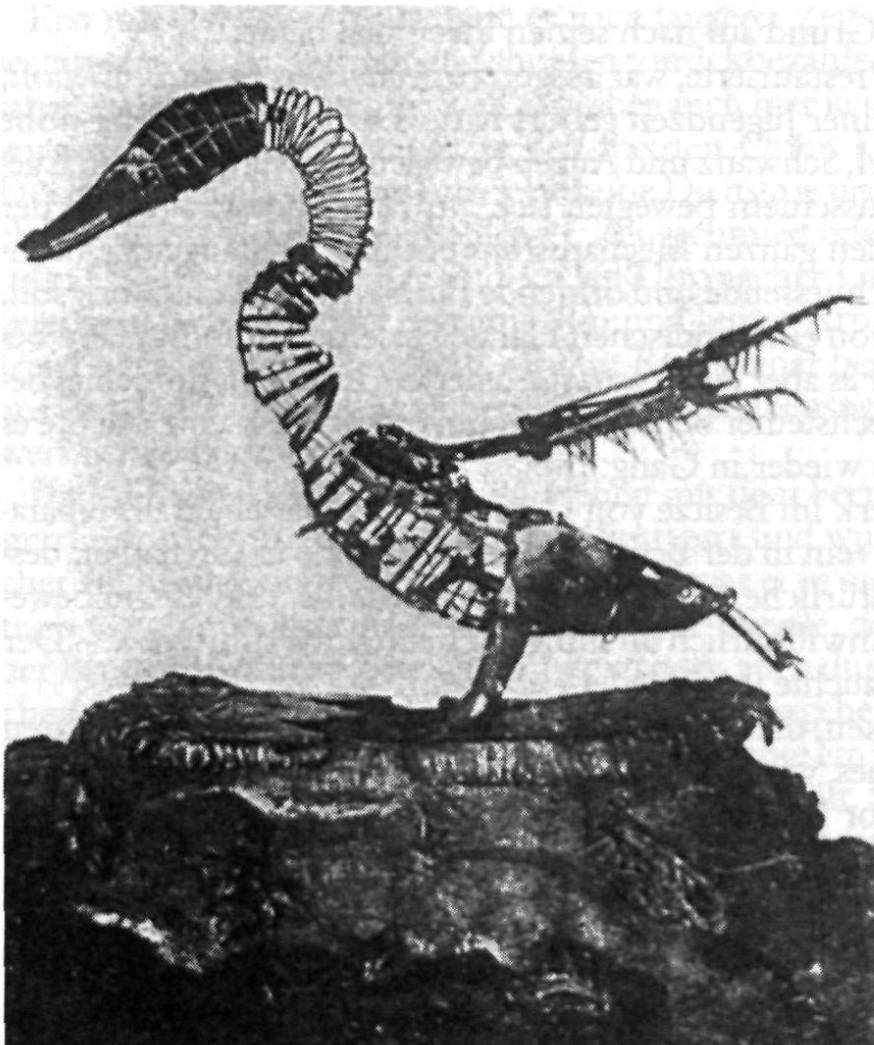
Unter den Schaustücken, die repariert und gereinigt werden mussten, waren zudem «Marschall Lannes, wie er verwundet, nach der Schlacht von Esslingen 1809, auf einer Bahre vor Napoleon, Ney ec. vorübergetragen wird. – Napoleon und seine Generäle bei Montereau, 1814, – Voltaire, in einem Buche lesend, und Friedrich der Grosse mit seinem Krückenstock, – eine Szene aus Maria Stuarts Leben in schöner Gruppierung, – ein Tambour in halber Lebensgrösse, die Trommel zum Streite rührend»²⁰. Georges Dietz war mit seinen Automaten nach Augsburg, München, Leipzig, Rostock, Stettin, Hamburg,

Hannover und 1839 nach Berlin gekommen. Rechsteiner hatte inzwischen Geld verdient und gespart, so dass er die Restschuld von 400 Gulden, die vom *Jüngsten Gericht* noch geblieben war, zurückbezahlen konnte.

In Berlin bemühte sich Georges Dietz «aus geschäftlichen Gründen», das berühmte mechanische Werk des Franzosen Vaucanson, den *Flötenspieler*, zu sehen. Beziehungen zum Hofmechanikus verschafften ihnen Zutritt zu diesem 1738 entstandenen Androiden, der im Schloss Berlin sorgsam gehütet wurde.

Der mechanischen Ente auf der Spur

Dietz und Rechsteiner hatten Gelegenheit, im Schloss *den Flötenspieler* zu sehen. Im beiläufigen Gespräch bemerkte der Hofmechanikus, hier sei übrigens auch die berühmte Ente von Vaucanson aufbewahrt. Der derzeitige Eigentümer, ein Professor Döbler, habe sie verpfändet; wo er aber derzeit wohne, wisse er nicht bestimmt, vielleicht immer noch in Prag. Diese Aussage war für Dietz Grund genug, alles in Bewegung zu setzen, diesen Professor aufzuspüren, denn die berühmte Ente wollte und musste er für sein Automatenmuseum erwerben, – koste es, was es wolle...



Das Skelett der Ente.

Während sein Meister mit den Nachforschungen nach dem Besitzer der Ente beschäftigt war, arbeitete Rechsteiner rastlos weiter und vollendete einige meist lebensgrosse, selbstgeschaffene, mechanische Figuren. Witzig wie die Appenzeller nun einmal sind, liess er in einem Schaustück seinen eigenen Chef mit einer Türkin tanzen. Eine andere Figurengruppe stellte «einen türkischen Pascha, der bei seiner Favoritin einen jungen Griechen trifft, zähneknirschend und aus den Augen Blitze sprühend, und der droht, alles mit dem geschwungenen Dolch zu durchbohren» dar. «Eine Gänsehaut überlief den Beschauer.»²¹ Ein anderer Pascha rauchte Tabak und blies grosse Wolken vor sich hin, während einige Favoritinnen vor ihm tanzten, – «ein Werk, das viele Schwierigkeiten machte, indem der Tabaksaft die Ventile und Hähne zu verstopfen drohte.»²² – «Zu erinnern ist, dass die Figuren alle in Lebensgrösse ausgeführt und die eigene Erfindung waren; die Ausstattung prunkvoll.»²³

Dann wagte sich Rechsteiner an einen Automaten, von dem er wusste, dass er ihm viel Mühe bereiten würde. Er stellte eine Amme dar mit einem kleinen Kinde, welches Papa und Mama rufen sollte. Die Laute folgten sich aber nicht immer in der richtigen Reihenfolge, «das Kind rief alles Mögliche (pama, mapa, ama etc.), nur das Rechte nicht. Schliesslich gewann die Beharrlichkeit doch den Sieg»²⁴.

Im «Grünen Gewölbe»* in Dresden, das Dietz mit Rechsteiner einmal besucht hatte, gefiel ihnen ein Automat, den sie gerne für das Museum erworben hätten. Leider war er um kein Geld zu bekommen, aber Rechsteiner war in der Lage, eine Kopie anzufertigen, ohne in das Original Einsicht genommen zu haben. «Eine Uhr, wo mit dem Fortschreiten der Zeiger eine Kugel durch verschiedene Gänge von oben nach unten verlief und hier, in ein Loch sinkend, sofort wieder oben zum Vorschein kam.»²⁵

Dietz hatte einmal in England und in einem Konkurrenzunternehmen eine *mechanische Sonne* gesehen, die Rechsteiner nach seinen Angaben und Skizzen nachbaute. «In der Mitte eine abgeplattete Halbkugel von 1' Durchmesser, aus vergoldeten Kupferplatten, ringsum bis zu 5 Fuss Durchmesser, eine Scheibe von Silberplatten; über diese hinaus 50 schraubenförmig gewundene Kristallstäbe, die, sammt der Sonne um ihre Längsachse sich drehend, auf dunklem Hintergrund im Schein der Lampen ein Strahlen und Leuchten verursachten, für das Auge der Wirkung des Tagesgestirns nahekommend.»²⁶ «Mit ihrem Glanze erfüllte sie die Räume und blendete die Augen völlig»²⁷, schilderte Rechsteiner nach der Vollendung des Werkes.

Nun aber drängte Georges Dietz ungeduldig darauf, so rasch als möglich nach Prag zu reisen. Aber er musste vorher noch Verpflichtungen in Hamburg, Celle, Kassel, München und Nürnberg erfüllen. Dann endlich fuhren sie nach

* Schatzkammer im Residenzschloss mit Meisterwerken der Goldschmiede-, Glas-, Porzellan- und Elfenbeinkunst.

Prag zu Professor Döbler. Dieser machte ihnen klar, dass die *mechanische Ente* in einem sehr schlechten Zustand sei. Durch testamentarische Verfügung ihres Schöpfers Vaucanson sei sie in den Besitz der Königin von Frankreich übergegangen.* Später sei sie in St.Petersburg aufgetaucht, dann auf Umwegen nach Spanien gelangt, hatte aber nicht mehr funktioniert. Dietz und Prof. Döbler wurden handelseinig, und Dietz kehrte mit Rechsteiner nach Berlin zurück, um so bald als möglich seine Ente in Besitz zu nehmen.

Aug' in Auge mit der Ente

Das also war das mechanische Wunder, das von Vaucanson 1738 zum ersten Mal in Paris vorgeführt worden war, die künstliche Ente, von der es hiess, «sie schnatterte, nahm sich Körner aus einem Troge und verschlang dieselben. Diese Körner erlitten im Magen eine Art Zerreibung, gingen in die Eingeweide über und machten auf diese Weise alle Stufen der thierischen Verdauung durch.»²⁸

Vaucanson, der eine technisch detaillierte Beschreibung des *Flöten- und Tambourinspielers* veröffentlicht hatte, hielt dagegen den inneren Mechanismus seiner dritten Wundermaschine stets geheim. «Dass die Ente sich wie lebendig bewegen konnte, ass, verdaute und sogar Exkreme ausschied, erklärten sich die Herren der Akademie in Paris durch Hebel und von einer Triebfeder in Bewegung gebrachte Zahnräder, konnten aber das Phänomen der Verdauung nicht begreifen.»²⁹

Die Ente wurde in wissenschaftlichen Werken als «Triumph der Mechanik, als Wunderwerk menschlichen Scharfsinnes und ausdauernden Fleisses»³⁰ gepriesen. Nur eben jetzt war sie in einem erbarmungswürdigen Zustand. Viele Mechaniker hatten seit 1805 versucht, sie wieder in Gang zu bringen; alle ohne Erfolg. Der Mechanismus war für sie zu kompliziert, und Vaucanson hatte ja die technischen Einzelheiten als Geheimnis 1782 mit ins Grab genommen.

Obwohl sich Rechsteiner von Anfang an bewusst war, dass grosse Schwierigkeiten zu bewältigen sein würden, erklärte er sich bereit, die heikle Aufgabe anzupacken und die Ente wenn möglich wieder in Gang zu bringen. Einzelne und gerade die delikatesten Teile waren zertrümmert oder verloren, und manche fanden sich, die gar nicht zur Ente gehören konnten. Ein schwieriges Unterfangen also, «tausend und tausend Theile (zu deren Verfertigung allein ein einzelner Mensch wohl 10 Jahre benötigt hätte) zusammenzufügen»³¹.

Rechsteiner kam oft kaum mehr weiter und konnte den Überlegungen des ursprünglichen Schöpfers nicht immer folgen. «Die Reparatur war aufwendiger, als einen neuen Automaten anzufertigen oder zu erfinden.»³² Er schlug deshalb Dietz vor, den Mechanismus nach eigenen Ideen abzuändern, aber davon wollte sein Meister nichts wissen.

* Siehe «Biographie universelle et Recueils de l'academie des sciences», Band 48.

Nach mehr als dreieinhalb Jahren unermüdlicher und sehr harter Arbeit in Leipzig war Rechsteiner, allerdings vollkommen erschöpft, am Ziel. Die Ente funktionierte wieder wie vor 116 Jahren, als sie Vaucanson zum erstenmal präsentierte. Es hatte sich rasch herumgesprochen, und der geschäftstüchtige Dietz sorgte zusätzlich dafür, dass es «dem Künstler aus der Schweiz gelungen sei, die Ente wieder zum Fressen und Verdauen»³³ zu bringen. Die Wiederherstellung soll den Besitzer rund 6700 Gulden gekostet haben.

Warum Dietz nicht auf den naheliegenden Gedanken kam, die Ente zuerst in Leipzig oder Berlin der Öffentlichkeit vorzustellen, ist nicht bekannt. Rechsteiner musste sie jedenfalls transportfertig verpacken (die Verpackung allein nahm mehr als einen Monat in Anspruch) und reiste mit ihr über Dresden, Prag, Wien nach Triest, Venedig und Mailand. Hier arbeitete Rechsteiner nochmals fast drei Monate an den letzten Anpassungen. Aber dann funktionierte alles nach Wunsch.

Premiere in der SCALA in Mailand

Im berühmten Mailänder Opernhaus, wo Giuseppe Verdi Triumphe gefeiert hatte und sich Schauspieler und Sänger aus aller Welt künstlerisch noch heute überbieten, durfte nun der bescheidene Appenzeller das durch seine geschickte Hand zu neuem Leben erstandene Kunstwerk einem erlauchten Publikum erstmals vorführen. «Das Bewunderungswürdigste, was man sich nur denken könne, ein fast unerklärliches Meisterwerk, wurde 1844, über 100 Jahre nachdem es von Vaucanson geschaffen worden war, im weltberühmten Theater alla SCALA in Mailand zum ersten Mal wieder der Öffentlichkeit gezeigt»... und «Rechsteiner sah seine Mühe durch enthusiastischen Beifall belohnt»³⁴.

Der deutsche Schriftsteller E.O.L. von Arnim notierte in einer seiner Schriften 1844: «Als ich eines Tages in Mailand die verschiedenen Anzeigen las, fand ich darunter eine, die ausser der Anzeige eines Automaten-Kabinetts auch diejenige *der Ente von Vaucanson* enthielt. Wenn auch die Automaten bisher wenig Anziehendes für mich hatten, so interessierte mich desto mehr die erwähnte Ente, denn sie bewegte sich mit den Flügeln, schnatterte, trank Wasser und frass Körner mit einer so unglaublichen Natur, dass es niemand wundern konnte, wenn das Ende der Vorstellung ebenso natürlich wie der Anfang abließ. Ich empfehle die kunstreiche Ente einem jeden, der Gelegenheit hat, sie zu sehen.»³⁵

Der Erfolg in Mailand übertraf alle Prognosen. Die Vorstellungen mussten immer wieder und wieder gegeben werden, weil der Zustrom so gross war. Die Rechnung schien für Dietz aufzugehen, endlich konnte er mit der Ente Geld verdienen. Den Auftrag, mit ihr nach Mailand weiter nach Turin, Besançon, Paris und in andere Städte zu reisen, lehnte Rechsteiner ab. Die jahrelange Arbeit hatte ihn zwar aus den finanziellen Sorgen herausgebracht, aber auch völlig aufgerieben. Physisch erschöpft, kehrte er im Juni 1844, volle sieben Jahre

nachdem er ausgezogen war, wieder ins Appenzellerland, in seine Heimatgemeinde Urnäsch zurück.

Eine eigene Ente

Die unglaublich mühsame Reparatur hatte seine Kräfte beinahe aufgezehrt, und doch plante er bereits Neues, noch Besseres. Er dachte an eine noch vollkommene Ente, die er dann auf eigene Rechnung vorführen und den Gewinn in seine Tasche stecken wollte. Bei der Wiederherstellung der Vaucanson'schen Ente hatte der schlaue und aufmerksame Appenzeller viele neue Erkenntnisse erworben, die er nun praktisch einsetzen konnte. – Anfang 1847 war die neue Ente fertig. Drei volle Jahre hatte er an ihr gearbeitet und dafür rund 21000 Franken ausgelegt. Sie entsprach voll und ganz seinen hochgesteckten Erwartungen.

Der Urnäscher Bürger hatte es als selbstverständlich erachtet, die Ente zuerst seinen eigenen Landsleuten vorzuführen. Ohne vorherige Absprache mit den zuständigen Behörden und Ämtern liess er die Öffentlichkeit wissen:

Wichtige Anzeige für Kunstfreunde,

betreffend das

äußerst merkwürdige und interessante Kunstwerk,

Die mechanische Ente,

verfertigt von

Joh. Bartholome Rechsteiner,

von Urnäsch, Kanton Appenzell Auser Rhoden.

Die meisten Personen, welchen dieses Blatt in die Hände kommt, haben wohl schon in Zeitungen gelesen, oder sonst von dem außerordentlichen Kunstwerke, der **Ente von Vaucason**, etwas gehört; um nun Jedermann genauer mit diesem Wunder der Mechanik, welches gegenwärtig in einem neuen, zweiten Exemplare von dem Herrn J. B. Rechsteiner verfertigt wird, etwas bekannter zu machen, folgen hier einige kurze Andeutungen über die mechanische Ente, welche von dem genannten Vaucason gemacht wurde.

Schon im Jahre 1738 zeigte Vaucason dieselbe in Paris, sie wurde aber bald nachher in ein Kabinet nach St. Petersburg verkauft. Im Jahr 1781 kaufte sie der Professor Vereis in Helmstädt, freilich in einem schon lange zerrütteten Zustande. Nur Zeitschriften und Universalwerke in vielen Sprachen, wo die Ente in hundert von Büchern enthalten ist und für den Triumph der Mechanik gehalten wurde, geben uns noch Beweise und Aufschluß über dieses Wunderwerk; auch ältere Leute werden sich noch erinnern, daß der berühmte Vaucason zu Paris Verfertiger einer Ente gewesen war, von der man versicherte, daß sie, wie eine lebende Ente, alle nur möglichen Bewegungen mache, und ebenfalls äße und tränke. Jetzt aber ist diese Ente wieder lebendig geworden. Derjenige, welcher die Stelle des großen Wundermannes eingenommen hat, ist ein Landsmann, Namens Joh. Bartholome Rechsteiner, von Urnäsch gebürtig, welcher die Ente in Mailand wieder her-

stellte, wo sie im dortigen Theater de la Scala zum ersten Male wieder dem Publikum zur Anschauung dargestellt wurde, wie sie in der ehemaligen Beschaffenheit und Lebenshätigkeit war.

In der Beilage zu No. 16 des „Erzählers“ von St. Gallen, vom 24. Februar d. J., wird unter Anderm über diese Ente geschrieben:

„Die Ente steht auf einem 4 Fuß hohen Piedestal, unter einem Baldachin, und steht da wie eine andere schöne, ausgestopfte Ente in einem Kabinet, ohne daß man glauben sollte, daß sich nur Etwas bewegen könnte. Aber so wie der Künstler herankömmt und berührt sie oben am Rücken, so hebt sie den Kopf in die Höhe und sieht rechts und links herum, bewegt den Schweif und steht auf, macht die Flügel auf und schwingt sie, und das natürliche laute Geschrei, alles auf einmal, als ob sie andern Enten nachfliegen wolle. Diesen Effekt, welchen die Ente durch in das erstaunliche Leben versetzen erzeuge, könne man sich nicht vorstellen, diese natürliche plötzliche Lebenserscheinung, daß man eben an keine menschliche Arbeit denken könne, wie sie nach der Schüssel kam und schnatterte, daß die Körner unter Abwechslung von allerlei Bewegungen mit einer uuglaublichen Natürlichkeit, daß man glauben sollte, der Mechanismus, währenddem er geht, sich im Kopf und Hals in allen möglichen Bewegungen und Wendungen auch noch mitbewegen muß, kaum aushalten könnte; denn der Mechanismus habe keinen ruhigen Standpunkt, woraus die Kraft hervorgehe. Das sei das Schwierigste, was jeder Kenner, der die Ente sieht, bewundern wird. Die Geheimnisse aber, durch den Mechanismus so ein Geschöpf in's Leben zu rufen, wie sie das Futter zu sich nehmen kann, und der Verdauungsact, so wie auch wieder das natürliche von sich geben, wird wohl Niemand, ohne den Mechanismus zu zerlegen, gründlich erklären können.“

Dieser Künstler, Herr Rechsteiner, war jetzt in seiner Heimath schon längere Zeit mit einer neuen Ente zu bauen beschäftigt, welche in Bälde fertig sein wird, und die eben beschriebene noch weit übertreffen soll, namentlich in der Chemie und Physik, welche in unserer Zeit so große Fortschritte gemacht haben, wodurch bedeutende Verbesserungen möglich geworden sind.

Um nun dem allgemeinen Wunsche und den vielseitigen Ansuchen zu entsprechen, so wie auch dem Vorwurfe auszuweichen, als hätte der Künstler das von ihm verfertigte Kunstwerk in seinem Vaterlande der Anschauung des Publikums vorenthalten, so hat sich Herr Rechsteiner entschlossen, die von ihm gemachte Ente, nach deren gänzlicher Verfertigung, seinen lieben Landsleuten zu zeigen, und er hat daher folgende Anordnungen getroffen:

Es werden in jeder Gemeinde des ganzen Appenzellerlandes, wo verlangt wird, die Ente zu sehen, Eintrittskarten bei den Herren Gemeindefchreibern abgelegt, von welchen solche bezogen werden können; eine Karte für den ersten Rang kostet 24 fr., für den zweiten 12 fr.; die Zeit, in welcher diese Karten ausgelöst werden können, ist bis Ende April festgesetzt. Wenn nun bis dahin sich eine hinlängliche Anzahl von Abnehmern zu diesen Karten findet, daß die Kosten und allfällige Reparaturen aus dem Ertrage derselben bestritten werden können, so wird Herr Rechsteiner die Tage bekannt machen, an welchen er die Ente an den verschiedenen Orten sehen läßt. Das Geld für die Eintrittskarten bleibt so lange bei den Herren Gemeindefchreibern liegen, bis das Kunstwerk dem Publikum produziert worden ist.

Personen, welche diesen Anlaß, die Ente zu sehen, versäumen würden, dieselbe aber nach Verfluß des Termines doch noch zu sehen wünschten, könnte nur entsprochen werden, daß sie für eine Karte ersten Ranges fl. 1. 36 fr., und für eine zweiten Ranges 48 fr. bezahlen, indem nur eine größere Theilnahme von Seite des Publikums es möglich macht, den obigen geringen Preis stattfinden zu lassen, und die verschiedenen dazu nöthigen Vorrichtungen manche Ausgabe und Mühe erfordern.

Durch dieses hiemit angedeutete Mittel glaubt Herr Rechsteiner den Zweck zu erreichen, daß nicht nur dem wohlhabenden, sondern dem allgemeinen Publikum in seinem Vaterlande Gelegenheit geboten werde, dieses außerordentliche Kunstwerk genau betrachten zu können, welches, wenn sein Verfertiger mit Tod abgeht, nicht in seinem wahren Kunstzustande von Andern erhalten werden könnte, sondern so zu sagen in einen unvollkommenen Zustand überginge.



Aber Rechsteiner hatte die Rechnung ohne die Amtsstellen gemacht. Die Behörden untersagten diesen im Werbezetzel erwähnten Vorverkauf kurzerhand. Darüber war Rechsteiner nun sehr erbost.

Er entschloss sich zum Trotz, die Ente zuerst in St.Gallen zu zeigen. Landammann Hungerbühler und Professor Peter Scheitlin hatten ihm den Weg vorbereitet und ein Lokal reserviert.

Dazu erschien folgende Annonce:

**Bekanntmachung,
über die endlich vollendete mechanische
E n t e.**

19] Der Unterzeichnete giebt auf Verlangen von Seite der höheren Kunstfreunde heute, den 3. April, um 2 und 4 Uhr Nachmittags in der Krone abermals besondere Vorstellungen bei wenigen Personen, um die Ente besser und bei dem hellen Tage ohne Täuschung ganz in der Nähe sehen zu können. Wer also auf diese Art der Fütterung des Automaten beiwohnen will, ist höflich eingeladen; die Eintrittskarten sind bei Herrn Bösch um 40 Kreuzer zu haben.

Joh. Bartholome Rechsteiner.

37

Anfänglich fand die Vorführung in der «Krone» in St.Fiden statt. Bald aber war der Andrang so gross, dass sie in den «Schützengarten vor dem Platzthor» verlegt werden musste. Jeden zweiten oder dritten Tag erschienen in der St.Galler Zeitung während des ganzen Monats April Hinweise auf die mechanische Figur. Der damals in St.Gallen sehr bekannte Professor Scheitlin (sein Denkmal steht noch heute im Kantonsschulpark) schrieb im gleichen Blatt nach einer eingehenden Besichtigung über das Wunderwerk:

Die mechanische Ente

Hr. Joh. Barth. Rechsteiner von Urnäsen, Mechaniker, Verfertiger schon vieler Automaten, über deren Kunst schon vor mehreren Jahren eine eigene kleine Schrift erschienen ist, zeigt hier eine Nachahmung der Ente von Vaucanson, einem der berühmtesten Mechaniker des vorigen Jahrhunderts. Diese Vaucanson'sche, in ihrem Mechanismus zerrüttet, gab Hr. Rechsteiner, dem der ehrenvolle Auftrag geworden, sie wieder herzustellen, den Gedanken, eine eigene und zwar noch vollkommene als jene war, zu komponiren. Er führte den Gedanken auch

wirklich, aber mit einem grossen Aufwand von Zeit und Geld und unglaublicher Beharrlichkeit aus. Er vollendete sie erst neulich und stellt sie nun hier zur Beschauung aus. Er zeigte sie zuerst einer kleinen Gesellschaft Sachkundiger. Es kann ihr Niemand seine Bewunderung versagen und Wissbegierige werden sie gerne beschauen wollen, obschon ihr keine fabelhaften Gerüchte wie ehemals der Vaucanson'schen, dass sie fliegen, selbst verdauen u.s.w. könne, vorangegangen sind, noch wünschbarer Weise nachfolgen werden. Sie steht auf einer Art Altar, ganz frei, doch mit den Füssen befestigt; als mechanisches Gerüst und Triebwerk aus Neusilber komponirt, mit einem männlichen Entenbalg durch die künstlerische Hand unsers Hrn. Wälti überzogen, in natürlicher Grösse, wie lebendig. Sie hebt die Flügel, sie bewegt den in allen Richtungen biegsamen Hals hin und her, sie schnattert heftig, wühlt in einem Beckelchen vorgehaltenen Futters nach Entenart, frisst hastig das vorgehaltene Futter: Wasser mit Hirsenkörnern, trinkt und hebt den Kopf hoch, damit das Wasser den Hals hinunterrinnen könne. Kurz! die Täuschung ist so gross, dass jeder Herantretende sie für lebendig, in ihrer Lebensthätigkeit für Wahrheit hielte. Was aber der Mechanismus nicht leisten kann, werde von der Phantasie ferne gehalten.

Marionettenspiele haben wir hier wie anderswo auch schon gesehen, noch niemals hingegen einen so vollendeten Mechanismus, der, nach Möglichkeit, mit einem lebendigen Organismus glücklich wetteifert. Ehre dem Genie des jungen, bescheidenen Künstlers! Wir wünschen ihm reiche Belohnungen.

Ein Franken für ein kurzdauerndes Spiel scheint in unserer klemmen Zeit nicht wenig. Wer Einen übrig hat (er esse nur einen Laib Brod weniger), trage ihn hin, nur lasse er nicht Kinder und Arme hungern.

Scheitlin, Professor.

38

Ein anderer Augenzeuge hatte speziell die raffinierte Mechanik bewundert und schrieb darüber: «Es sei das Bewunderungswürdigste, das man sich nur fast denken könne; jede Feder bewege sich an den Flügeln, welche aus fünf Gliedern nach der Anatomie bestehen; das erste am Körper habe meistens nur Flaum, nur einige grosse Federn; das zweite habe 15 grosse, das dritte 7, das vierte 3 und das fünfte 2 und die kleineren decken allemal wieder die grösseren, bis auf den Flaum; so bleiben die Flügel immer geschlossen. Während sie auf- und zugehen, geht der Mechanismus durch alle Glieder, wodurch jede Feder regiert wird. Der Schweif habe ungefähr 20 Federn, welche ebenfalls jede ihr Scharnier und eigene Leitung habe, um ihn auseinanderzuspreiten und auch samethaft schnell zu bewegen.»³⁹

Auf den 25. April war die Schlussvorstellung anberaumt. Rechsteiner ermunterte die St.Galler in einer Annonce, «nicht zuzuwarten bis in den letzten Tagen, weil die Ente wohl noch genügend betrachtet wird von denen, die es erst

nach vielen Jahren, wenn das Thier einst in der Geschichte berühmter wird, bereuen würden, um den, der Zeit wegen so angesetzten Spottpreis noch nicht gesehen zu haben, was für den Unkenner nur als Andenken noch manchmal mehr werth ist.»⁴⁰

Rechsteiner war nicht nur ein hervorragender Mechaniker, sondern auch ein geschäftstüchtiger Mann. Er liess in der «Lith. Anstalt Gebr. Locher in St.Gallen» ein Porträt anfertigen und verkaufte es in Postkartenformat dem interessierten Publikum.



Nach dem so erfolgreichen Anfang in St.Gallen plante Rechsteiner nun eine Tournee quer durch Europa. Die erste Station war München. Hier wurde ihm die grosse Ehre zuteil, sein Schaustück im königlichen Odeon-Theater zu präsentieren.

«Die erste öffentliche Vorstellung lief schlecht ab, der Odeon-Saal hatte eine bedeutend tiefere Temperatur als die freie Luft, so dass die Ente weder fressen noch trinken wollte und den Zuschauern die Billets wieder zurückgegeben werden mussten. Am zweiten Tag ging alles nach Wunsch.»⁴¹

Königliche Besucher

Der Bayernkönig Ludwig I. liess es sich nicht nehmen, zusammen mit Prinzessinnen, Prinzen und dem ganzen Hofstaat das technische Wunder zu besichtigen. Auf diesen Anlass hin erschien in der Deschler'schen Offizin in München eine «Kurze Abhandlung über den merkwürdigsten Automaten». Weitschweifig wird im ersten Teil über die Geschichte der ersten Ente von Vaucanson berichtet und dann auf die neue Ente Rechsteiners eingegangen und seine grossartige Arbeit entsprechend gewürdigt.⁴²



Die Schrift wurde während der Ausstellung in München verkauft.

Der König äusserte sich nach dem Besuch im k. Odeontheater sehr lobend über das Werk des Schweizers, und auch der Polizeiminister, der ihn begleitet hatte, war der Meinung, dass es sich um ein aussergewöhnliches Kunstwerk handle.

Der «Bayerische Volksfreund» berichtete ebenfalls über das Ereignis:

Herr *Rechsteiner* aus der Schweiz ist der Verfertiger eines merkwürdigen Automaten, einer Ente, welche seit einigen Monaten die Aufmerksamkeit von halb Europa auf sich zieht. Dieser Automat, ein Kunstwerk von der seltensten Art, ist nun im k. Odeon zur Besichtigung ausgestellt und wir wollen die öffentliche Aufmerksamkeit hiemit darauf lenken. Wir entnehmen der in *St.Gallen* erscheinenden Zeitung «das freie Wort» folgende Schilderung davon: «Auf einen leisen Druck am Piedestal begann der Enterich mit einer gewissen Gemächlichkeit, wir möchten fast sagen Gemüthlichkeit, sich umzusehen und mit klugen Augen sich die fremden Gäste zu beschauen. Sein Herr und Meister schien aber diess Umsehen anders auszulegen, denn alsobald wandte er sich zur Seite, um seinem Liebling Futter herbeizuholen. Er schien dessen Sinn durchaus getroffen zu haben, denn kaum war die Schaale voll Hirsbrei hingestellt, so tauchte der Hungrige seinen Schnabel tief hinein und gab seine Freude durch sehr charakteristisches Hin- und Herbewegen des Schwanzes zu erkennen. Ausserordentlich natürlich war nun das Wühlen in dem Brei, das gierige Hineinfahren und das Schlucken in vollen Zügen. Hand um, so war die Schaale mehr als zur Hälfte geleert, obschon das kluge Thier zu wiederholten Malen, wie von ungewöhnlichem Geräusch erschreckt, den Kopf erhoben und neugierig umhergeblickt hatte. Jetzt, zufrieden mit der gewiss frugalen und durchaus nicht reichen Collation stellte es sich aufrecht hin und fing an mit den Flügeln zu wehen und sich zu recken. Seinen Dank aber bracht' es in vergnüglichem Geschnatter dar. Merkwürdig waren hierauf die Krämpfe im Leib, die uns andeuteten, dass der Magen durch das hastige Schlingen doch etwas belästigt worden sein mochte, denn nicht zu verkennen waren die Spuren gestörter, mühsamer Verdauung. Jedoch, der Held hielt sich wacker und wir wurden nach wenigen Minuten auf eine unsere Sinne überführende Weise davon überzeugt, dass er den innerlichen Feind überwunden habe! Wahrlich die Konsequenz in dem sich jetzt durch das Zimmer verbreitenden Geruch war uns fast etwas zu viel. Wir mussten uns zufrieden geben! Wir thaten's auch gerne und es freute uns, dem wackern Künstler unsere Zufriedenheit mit seinen Leistungen aufrichtig zu erkennen geben zu dürfen!

43

Die politischen Wirren des Jahres 1848, die den Bayernkönig zur Abdankung zwangen, erreichten Johann Bartholome Rechsteiner zusammen mit seiner Ente in Berlin und durchkreuzten weitere Pläne.

Der Weg, den die Rechsteinersche Ente von jetzt an einschlug, ist nicht einfach zu rekonstruieren. In einer kleinen Schrift, die Freunde von Rechsteiner 1863 herausgaben, um damit Geld für den beinahe Mittellosen zu sammeln, liest man: «Und jetzt liegt das geheimnissvolle Wunderwerk zerrüttet, Wind und Regen preisgegeben in der Tenne einer Scheune...»⁴⁴ Ob Rechsteiner sein Werk so leichtfertig der Zerstörung aussetzte, ist zu bezweifeln. In einem anderen Hinweis macht es rund 20 Jahre später noch einmal von sich reden. Am 3. April 1865 soll die Ente einem Restaurator namens Siegner in Connewitz bei Leipzig übergeben worden sein. Dieser war aber nicht in der Lage, sie zu reparieren. An einer Versteigerung sei sie dann in den Besitz eines gewissen Bernus übergegangen.

In Frankreich bauten die Brüder Bontemps nach dem Vorbild Vaucansons eine Ente nach, und so wird es nun schwierig, einerseits die Spuren der authentischen, andererseits der Ente von Rechsteiner und der eben erwähnten Ente der Brüder Bontemps auseinanderzuhalten.

Die echte Ente soll im Frühjahr 1848 von Dietz und Fréchon auf dem Berliner Gendarmenmarkt in einer Bude gezeigt worden sein. Dann wechselte sie aller Wahrscheinlichkeit nach ein letztes Mal den Besitzer, als sie vom Kuriositätenkabinett Gassner angekauft wurde. Zusammen mit weiteren Figuren dieses Unternehmens wurde sie zuletzt in Charkow vorgeführt.

Zerstörung durch Brand

Ein Augenzeuge berichtet: «... Es war im Sommer 1879, als das Curiositätenkabinet des Herrn Gassner aus Petersburg nach Charkow übergesiedelt war und sich auf einem freien Platze in einer grossen Bretterbude den stromartig hinwallenden Schaulustigen öffnete. Neben einer Menge von Wachsfiguren und wirklich interessanten Antiquitäten figurierten dort der eben erfundene Phonograph und – die alte Vaucanson'sche Ente. Wir gingen eines Tages hin und hatten den Spass, das alte Kunstwerk in Tätigkeit zu sehen. Die Ente stand frei auf einem Kasten, der den ganzen bewegenden Mechanismus enthielt, dessen Zugdrähte allein durch die Beine des Thieres in den Körper gelangten. Sobald der Mechanismus aufgezogen war, richtete sich die Ente auf, schlug mit den Flügeln, schnatterte, frass Körner und trank eine Untertasse Wasser aus, schien sich auch einer gesunden Verdauung zu erfreuen; kurz, das Thierchen machte uns viel Spass, und wir hatten durch die Freundlichkeit des Besitzers auch die Gelegenheit, die innere Einrichtung des höchst complicierten sinnreichen Mechanismus zu bewundern. Einige Tage darauf befanden wir uns in unserem Garten, als plötzlich meine Frau behauptete, es rieche in der Luft nach Spiritus und brennendem Wachse; am Ende brenne das Gassnersche Museum. Gleich darauf hörten wir Feuerlärm und bekamen die Nachricht, dass wirklich das Gassnersche Raritätencabinet abgebrannt sei. Eine Gasflamme hatte den baumwollenen Schnee einer Winterscenerie mit Wachsfiguren in Brand gesetzt, und nur die in der Bude anwesenden zahlreichen Schaulustigen hatten

sich retten können. Alles andere war verbrannt. Als ich am Nachmittag die Brandstätte besuchte, fand ich nur die mit Asche und Kohle bedeckte Erde vor. Auf dem Platz, den die Ente eingenommen hatte, lagen ein paar verbogene Zahnräder, die armseligen Überbleibsel ihres ruhmreichen Erdenwallens.»⁴⁵

Welche der mindestens drei Enten war nun in Charkow vernichtet worden? Das wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben und nie gelüftet werden können.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts fand der Konservator des «Musée des Arts et Métiers» in Paris im Bestand vier fotografische Aufnahmen einer mechanischen Ente zusammen mit dem handschriftlichen Vermerk: «Ansichten der Ente von Vaucanson erhalten aus Dresden.»

Wenn diese Angaben zutreffen, müssten die Aufnahmen vor der Restaurierung der Ente durch Rechsteiner, also um 1840 herum entstanden sein. Dann würde es sich um ganz frühe Daguerreotypien handeln, die kurz nach der Freigabe der Erfindung Daguerres (1839) durch den französischen Staat aufgenommen worden sein müssten.

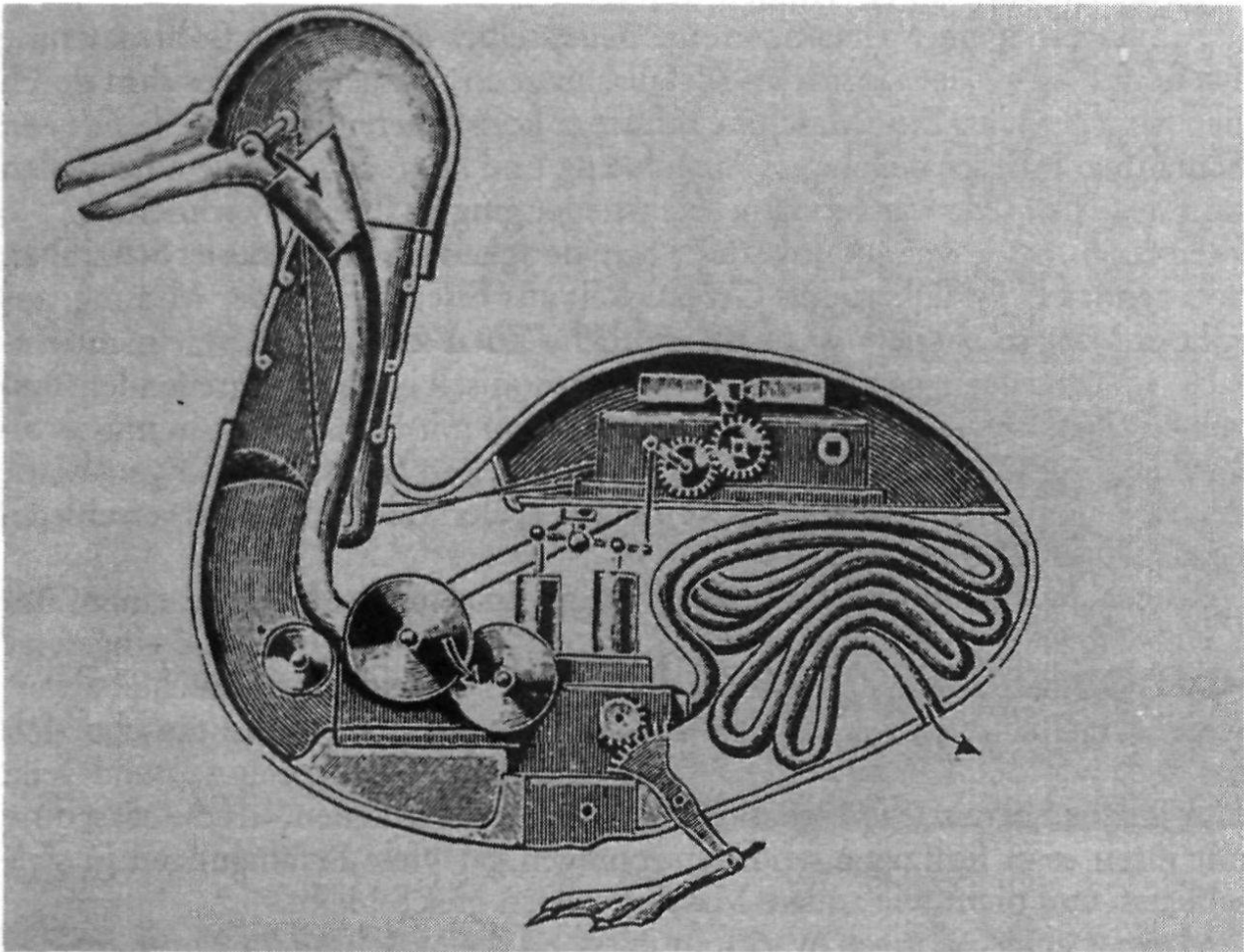
Noch eine Ente – nur auf dem Papier

Nur der Kuriosität halber und nicht um die Verwirrung noch grösser zu machen, sei noch von einer weiteren Ente die Rede, die wahrscheinlich nie als Automat existierte, deren schematischer Querschnitt, von einleuchtender Einfachheit, im Jahre 1889 in der «Deutschen Uhrmacherzeitung» erschien.

«Man sieht in das Innere eines offenbar metallischen Geschöpfes; das Bild ist begrenzt vom vertrauten Entenvogel-Umriss mit Schnabel, Kopf, Hals, Bauch und Watschelfüssen. Zunächst fesselt den Betrachter die Kopf- und Halspartie: Eine gähnend leere Schädelhöhle, in der sich nichts befindet als das Gelenk des beweglichen Unterschnabels, sowie ferner eine Art Trichter, welcher den Schlund vorstellt. Der Hals besteht aus mehreren Gliedern, die durch Scharniere so miteinander verbunden sind, dass er zur Erde hinunter und wieder zurückgebogen werden kann. Durch ihn hindurch läuft die Speiseröhre, die oben an den Schlundtrichter angeschlossen ist und unten in einem Kasten endet; die Andeutung eines pumpenähnlichen Gestänges mit zwei Zylindern deutet darauf hin, dass in diesem Kasten, auf welche Weise auch immer, eine Verarbeitung der aufgenommenen Nahrung erfolgt. Auf der Rückseite ist an den Kasten ein langer Schlauch angeschlossen, der wie ein Darmgeschlinge den grössten Teil der Bauchhöhle ausfüllt und sich an der anatomisch zutreffenden Stelle nach aussen öffnet; ein Pfeil an dieser Stelle macht deutlich, dass hier die Exkremente des Kunstvogels zum Vorschein kommen sollen.

Oberhalb dieser Vorrichtungen, gleichsam im Dachgeschoss der Ente, unter der Wölbung ihres Rückens, befindet sich ein Uhrwerk, das mit Hilfe von Drähten oder Schnüren sowohl die Vorgänge der Nahrungsaufnahme und Verarbeitung verrichtet als auch die Bewegung der Flügel und der Füsse steuert.

Die Flügel sind auf jenem Längsschnitt nicht zu sehen, die Füße sind mit Zahnrädern so verbunden, dass ein Watscheln möglich erscheint.



Dies also die angebliche Ente des Monsieur Vaucanson – in Wirklichkeit der mehr oder weniger phantastische Bauplan eines amerikanischen Erfinders, hundertfünfzig Jahre nach der wirklichen Ente Vaucansons entstanden. Dem aufmerksamen Betrachter muss diese Ente schon deshalb verdächtig erscheinen, weil der vergleichsweise geringe Raum im Innern des Modells kaum ausreichen kann, die unzähligen Vorrichtungen, Hebelwerke und Seilzüge aufzunehmen, die für die Vielfalt der Bewegungen unerlässlich sind.»⁴⁶

Neuer Anfang mit einer der sinnreichsten Erfindungen

Johann Bartholome Rechsteiner liess sich nach dem Verlust seiner Ente, aber auch durch die Zeitumstände nicht entmutigen. Er hatte sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken beschäftigt, etwas vollkommen Neues zu schaffen. Diesmal sollte es aber einen praktischen Wert haben.

«Nachdem Rechsteiner die Idee einer Ketten- und einer Haftmaschine gefasst, aber, weil sie obigen Requisiten wenig entsprachen, wieder aufgegeben hatte, nachdem er schon früher eine Bandmühle (Seidenbandwebmaschine), mit der sich auf der Rückseite die gleichen Blumen erzeugen lassen sollten, wie auf der rechten Seite, in Gedanken und Zeichnung vollendet, jedoch am Klein-

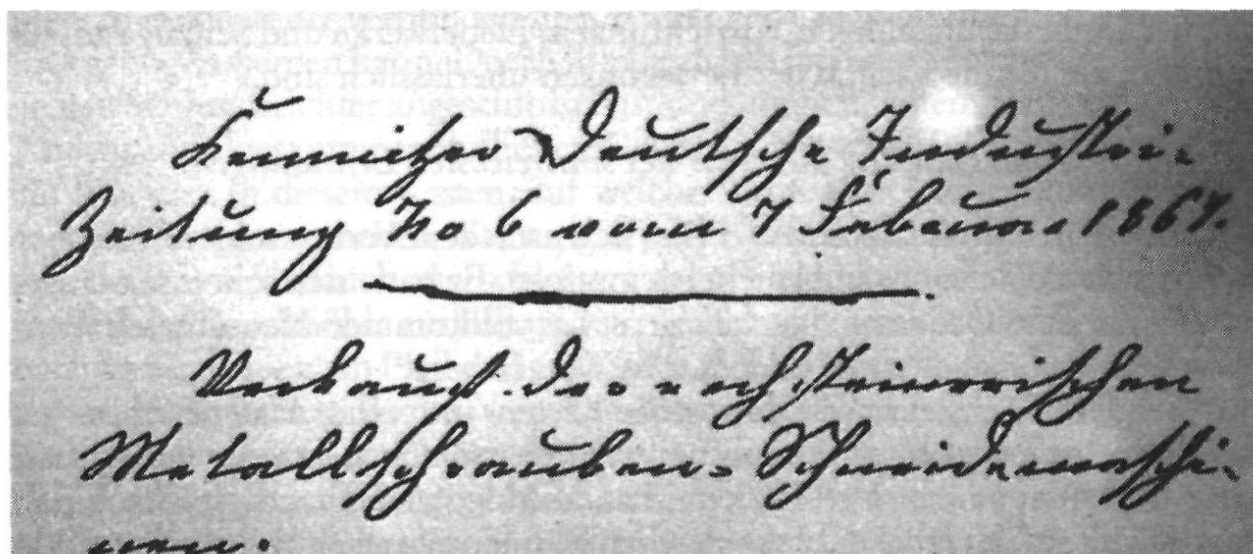
muth der Kapitalisten gescheitert, – blieb er definitiv bei der Schraubenmaschine stehen. Das wirkliche Erfinden machte ihm weniger Sorgen, wenn nur erst entschieden war, *was* er erfinden wollte.»⁴⁷

Als er bei einem Mechaniker eine neue, selber entwickelte Bohrmaschine baute und es wieder einmal an Metallschrauben mangelte, war es ihm durch den Kopf gezuckt: Eine Maschine müsste er konstruieren, welche jede Art von Schrauben in jeder beliebigen Ausführung und in grossen Mengen herstellen könnte. – Die Idee war geboren; Rechsteiner ging an ihre Verwirklichung.

Anfänglich stiess er auf ungeahnte Schwierigkeiten. Tausenderlei Schrauben von gehöriger Festigkeit und Genauigkeit aus Eisen, Stahl oder Messing, aus rohem Material, ohne weitere menschliche Zutat zu fertigen, war nicht einfach. «Dazu war ein ganzes System von harmonisch ineinandergreifenden, einzelnen Erfindungen nöthig. Gut zu statten kam mir ein früheres, in mussevoller Zeit ausgearbeitetes Projekt eines automatischen Menschen, der genau mit den Bewegungen und Werkzeugen eines Drechslers oder Schlossers verschiedene Arbeiten verrichten sollte.»⁴⁸

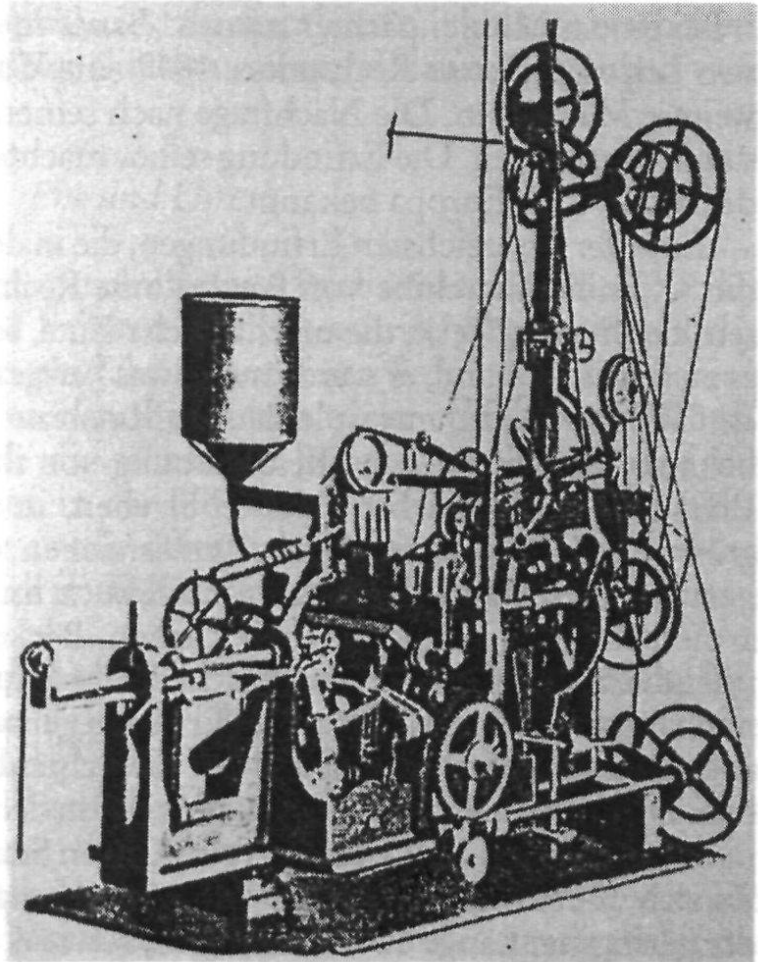
Rechsteiner träumte also von einer vollautomatischen Maschine, einem Roboter, wie er heutzutage für viele Arbeitsabläufe in der Industrie eingesetzt wird. Nach Zeichnungen und Modellen liess er die einzelnen Stücke bei verschiedenen Handwerkern anfertigen. Der tüchtige Konstrukteur täuschte sich nie in seinen Berechnungen. Die Zusammenstellung der vielen tausend Teile und Teilchen bereitete ihm dann aber ernste Schwierigkeiten, «da die Maschine mit ihren etwa fünfzigtausend Versetzungen gar viele Befähigungen in sich schliesst, und nicht wie andere Maschinen stets gleich bleibt»⁴⁹.

Mangels einer richtigen Werkstatt entstand die Maschine im Zimmer eines Gasthauses in der Nähe von Leipzig. Die Kellner stellten jeweils ihre Muskelkraft für den Antrieb zur Verfügung. Nach mehr als einjähriger Arbeit war das Werk vollendet. Es lief und produzierte auf Anhieb Tausende von Schrauben in verschiedenen Grössen und Variationen tadellos.



Die Handschrift Rechsteiners.

Die vollautomatische Schraubenmaschine.



	E	F	G	H	I	K
	12	10.20	9.20	8.20	7.20	6.20
0	13.20	12.10	11.10	10.10	9.10	8.10
0	15.10	14	13	12	11	10
	17	15.20	14.20	13.20	12.20	11.20
0	18.20	17.10	16.10	15.10	14.10	13.10
0	20.10	19	18	17	16	15
	22	20.20	19.20	18.20	17.20	16.20
0	23.20	22.10	21.10	20.10	19.10	18.10
0	25.10	24	23	22	21	20
	27	25.20	24.20	23.20	22.20	21.20

Schraubentypen, wie sie Rechsteiner herstellte. (Aus seiner Preisliste.)

Bei einem Mühlenpächter namens Bauer in Connewitz, eine halbe Stunde von Leipzig, mietete Rechsteiner 1849 eine Wasserkraft und baute sofort drei weitere Maschinen. Die Nachfrage nach seinen Schrauben übertraf die kühnsten Erwartungen. Die Erfindung selber machte rasch von sich reden und wurde bald in halb Europa bekannt.

«Eine der sinnreichsten Erfindungen, die in der Neuzeit gemacht wurden, ist die Schraubenmaschine von Bartholome Rechsteiner. Der Erfinder ist durch sein berühmtes Werk, die mechanische Ente, so bekannt und anerkannt, dass es zu erwarten stand, er werde nur etwas Ausgezeichnetes leisten. Er hat dies in der That bewiesen, nur ist leider die Maschine in ihren Einzelheiten zu wenig bekannt, um eine genaue Beschreibung von ihr zu gestatten. Der geistreiche Erfinder dieser Maschine, dessen Streben, in selbstthätigen Maschinen eine grösstmögliche Vollkommenheit zu erreichen, die in seinen vielen Automaten hervortritt, hat auch hier diesen Endzweck im Auge gehabt, der ihn aus dem armen Knaben, aus dem Fabrikknaben, Bäcker- und Müllerburschen durch unendlichen Fleiss und tausendfache Entbehrungen zum Uhrmacher, Maschinenbauer und Künstler machte. Er hat gegenwärtig vier derartige Maschinen ausgeführt und will mit denselben die Schraubenfabrikation ins Grosse treiben. Die Schrauben werden selbstthätig von der Maschine geliefert, von 1½ Linien Stärke und 1 Zoll Länge bis zu 3 Linien Stärke und 2 Zoll Länge par. Mass. Zwischen beiden Stärken liegen 20 Abstufungen zwischen der grössten und der geringsten Länge 10 Abstufungen, sowie eben soviel in verschiedenen Gewinden und Kopfformen, so dass eine Mannichfaltigkeit von 20000 Sorten möglich ist.»⁵⁰ – Andernorts wird vermerkt, dass mit ein und derselben Maschine sogar 30000 Varianten möglich waren.

«Die auf der Maschine gefertigten Schrauben haben den grossen Vortheil, dass sie sich nicht strecken noch krummziehen, wie dies beim Schneiden derselben mit Kluppen und Schneideisen geschieht, wobei von selbst der Grund dieser Erscheinungen, der zu starke Druck rechtwinklig gegen die Achse der Schraube, wegfällt.»⁵¹

Der Erfinder selber sagte, dass die Maschine «lief und arbeitete ohne menschliche Aufsicht und Mitwirkung»⁵².

«Auf der einen Seite wurden 10–15 Fuss lange Eisen-, Stahl- oder Messingstangen von dem Durchmesser, den der Kopf erhalten sollte, eingelegt: auf der anderen Seite fielen die Schrauben fix und fertig in den Behälter, genauer und solider als jede menschliche Hand sie zu fertigen vermöchte und ohne dass auch nur ein Feilenstrich vor ihrem Gebrauch noch hätte darüber gehen müssen. Wenn die Stange bald verarbeitet war, so weckte und rief ein Glockenwerk den Aufseher, dass er ihr neues Futter gebe: dann war sie für viele Stunden wieder zufrieden und setzte rastlos ihre Arbeit fort; der Aufseher aber konnte sich getrost auf's Ohr legen. Eine Vorrichtung sorgte für die Ölung, so dass Wochen, ja Monate lang gar nichts an der Maschine zu machen war. Für die Maschinenfabrik in Esslingen lief einmal eine Maschine 16 Wochen lang ununterbrochen die gleiche Sorte fabrizierend.»⁵³

Mit der Zeit gelang es ihm, annähernd diamantharten Stahl zu verarbeiten. Man riss sich förmlich um seine qualitativ unübertrefflichen Schrauben «wie ums neugebackene Brod».

Ehe und Ehre

Trotz grosser beruflicher Beanspruchung fand Rechsteiner Zeit, der Stimme seines Herzens zu folgen. 1852 heiratete er die preussische Staatsangehörige Christiane Unterbeck, die ihm ein Jahr darauf einen Sohn schenkte, den sie ebenfalls Johann Bartholome taufte. Im gleichen Jahr erhielt er als Würdigung seiner grossen Verdienste die sächsische Staatszugehörigkeit und die Staatsprämie des Landes Sachsen in der Höhe von 200 Talern. An der Industrieausstellung in Leipzig hatte er «die öffentliche Belobung», in London und Paris Medaillen und in New York und München Auszeichnungen erster Klasse erhalten.

Rechsteiner war ein vermöglicher und grosszügiger Mann geworden. Der Gemeinde Connewitz stiftete er die grosse Uhr am Glockenturm und war, wie es den Anschein machte, überall geachtet und beliebt. Nichts schien ihm zu misslingen. Zehn Jahre lang liefen die Maschinen auf Hochtouren, nichts schien seine Zukunft zu trüben.

Die Nachfrage nach den qualitativ hochstehenden Schrauben stieg von Tag zu Tag. Zu den anfänglich vier Maschinen baute er noch sechs zusätzliche, die alle auf Hochtouren liefen. Die Fabrikation drohte aus allen Nähten zu platzen. Mit Inseraten in der «Leipziger Zeitung» und im «Hallischen Kurier» suchte er neue, grössere Lokalitäten.

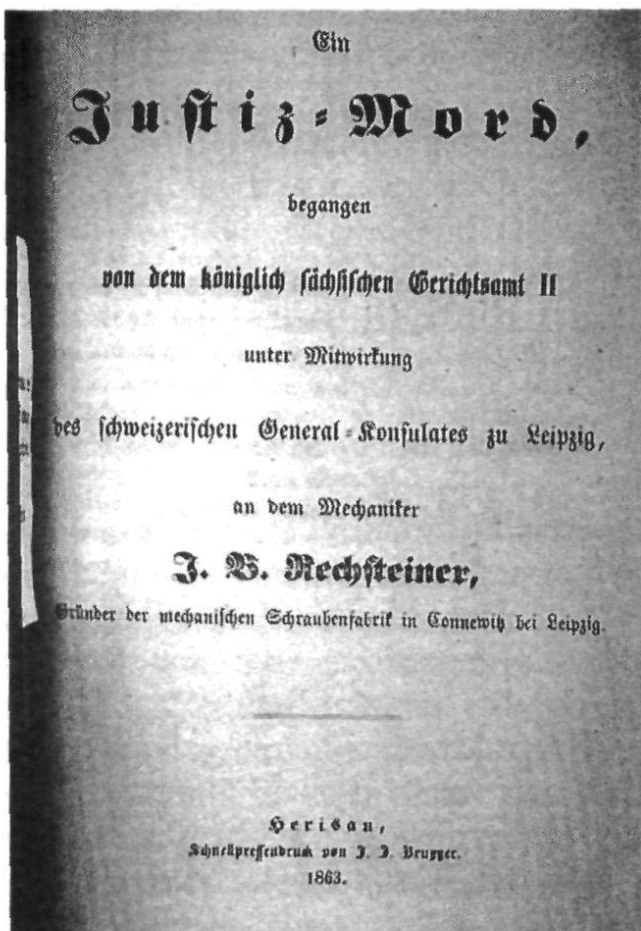
Ein «Justizmord» an Rechsteiner

Glanz und Elend

Für Rechsteiner war es ein Blitz aus heiterem Himmel, als er am frühen Morgen des 23. November 1860, in Connewitz war Feiertag, vernehmen und feststellen musste, dass der Vermieter der Fabrikräumlichkeiten, Albert Bauer, das Getriebe aller Schraubenmaschinen mutwillig zerstört und die ganze Schraubenfabrikation lahmgelegt hatte. Über zehn Jahre lang war Rechsteiner Mieter dieser Lokalitäten gewesen, ohne dass sich irgendwelche Schwierigkeiten mit dem Besitzer ergeben hatten. Umso erstaunter war er deshalb über das rücksichtslose Vorgehen von Bauer und seinen Helfern, welche auf brutale Art die subtilen Maschinen ausser Betrieb gesetzt hatten. War Neid und Missgunst im Spiel?

Rechsteiner nahm sofort mit einem Juristen Verbindung auf und bat, Recht walten zu lassen. Er lehnte aber ab, ihm beizustehen und empfahl ihm aus Kostengründen, sich direkt an das königliche Gerichtsamt in Leipzig zu wenden. Am 1. Dezember wurde von diesem ein Protokoll über den Tatbestand aufgenommen und darin versucht, dem Verursacher des grossen Schadens vorzuschlagen, das Getriebe innert acht Tagen wieder in Gang zu setzen und den alten Zustand herzustellen. Wenn er diesem Begehren nachkommen sollte, würde ihm eine Strafe erlassen. Obwohl der Text bereits geschrieben war, meldete Rechsteiner seine Bedenken an und war nicht bereit, das Protokoll in dieser Form zu unterschreiben. Andererseits weigerte sich das Gericht, den Text zu ändern.

Die acht Tage gingen vorüber, ohne dass der Vermieter und Zerstörer zu erkennen gegeben hätte, den Schaden zu beheben. Rechsteiner blieb nichts anderes übrig, als sich erneut an das königliche Gericht zu wenden, «aber dieses wollte nichts mehr von seinen Versprechungen wissen. – Durch Hin- und Herfragen und falsche Zeugenverhöre suchte man mir die Zeit mit Gewalt zu verschleppen und, statt meinem täglich wachsenden Schaden vorzubeugen, schickte mir das Gericht noch eine gesetzwidrige Kündigung zu. – So musste ich denn zu der schmerzlichen Überzeugung kommen, dass Alles von vorne herein betrügerisch auf mich abgesehen war»⁵⁴, schrieb der Geschädigte in seiner Anklageschrift.



Rechsteiner verfasste diese Anklageschrift an die Justiz und den Bundesrat.

Einige Wochen später verlangte er eine Audienz beim sächsischen Justizminister von Behr in Dresden. Aber dieser wies ihn kurzerhand ab. Darauf suchte er einen Anwalt auf, der bereit war, einen Augenschein zu nehmen und sich mit dem Fall zu beschäftigen. «Hierbei ging es nun schön zu, mein Gegner durfte seine Arbeitsleute als Zeugen und Sachverständige mitnehmen, die Akten wurden in der Wohnung des Inquirierten aufgenommen und ein, von mir durch Zeugen nachgewiesener Punkt, welche mein Gegner nicht zu widerlegen vermochte, wurde trotzdem durch die Worte: «dem auch von Bauer widersprochen wird», in den Akten gefälscht.»⁵⁵ Zudem wurden die Aussagen des Sachverständigen auf der Seite Rechsteiners, wie aus seiner als begründet anerkannten Beschwerdeschrift hervorgeht, nicht in alle Akten aufgenommen.

Vom Gericht erhielt Rechsteiner eine neue und letzte Aufforderung, noch vor Ostern 1861 die Maschinen abzubauen und die Gebäude zu verlassen. Diesem Begehren widersprach das Appellationsgericht, das darauf hinwies, dass Kündigungen von Gewerbebetrieben nicht mit solchen von Mietwohnungen zu vergleichen seien und der Vermieter in diesem Falle im Unrecht sei. «Jetzt glaubte ich, doch zu meinem Recht zu kommen.»⁵⁶

«Ich hatte – als Schweizer gewöhnt, den mündlichen Zusagen und Versicherungen eines Gerichtsbeamten stets vollen Glauben zu schenken – das Protokoll mitunterschrieben»⁵⁷, aber trotz seinen Einsprüchen wurde im Text nichts mehr geändert. Das Gericht hatte sich nun ganz auf die Seite des Vermieters gestellt, und selbst der Anwalt Rechsteiners fühlte sich machtlos.

Hilfe durch das Konsulat?

In seiner Not sah Rechsteiner nun keinen anderen Ausweg mehr, als sich direkt an das schweizerische General-Konsulat in Dresden zu wenden. «Dieses musste mir doch Beistand und Schutz angedeihen lassen; doch nein: auch hier war man nicht geneigt, etwas für mich zu thun. – Fast war ich versucht zu glauben, dass sich auch der beeidigte Vertreter der schweizerischen Eidgenossenschaft, Konsul Hirzel, entweder durch Bestechung oder wohl gar durch Sonderinteressen leiten lasse, wofür ich freilich keine Beweise habe.»⁵⁸

Rechsteiner war verzweifelt. Mit jedem Tag sah er seine finanzielle Lage schlechter werden. Die Advokaten verlangten von ihm Unsummen Geld. Mit jedem Tag wurde auch der ihm zugefügte Schaden grösser. «Ich wurde dadurch um mein in seiner Art einzig in der Welt dastehendes Geschäft gebracht, denn meine Maschinen sind während dieser langen Zeit im Öl vertrocknet und müssten erst wieder zerlegt und gereinigt werden; die Zusammenstellung und Regulierung derselben hängt mit der Schwierigkeit der Erfindung zusammen, und ist ein solches Unternehmen auch nach einer bald jähriger Bekümmernis und Abhärmung (psychisch schlechter Zustand) für mich rein unmöglich. So ist dieses Kunstgeschäft, – immer mit grossen Studien und Berechnungen verbunden, in Folge meiner traurigen Lage und geistigen Abstumpfung der Wie-

derherstellungsmöglichkeit verfallen und dadurch mir und den Meinigen alle Subsistenzmittel entzogen worden, – wofür ich am Ende nur das Gericht verantwortlich machen kann.»⁵⁹

Wer konnte ihm nur helfen, bevor es zu spät war? Er überlegte nächtelang und kam dann zum Entschluss, dass nur noch der Bundesrat in Bern in der Lage wäre, einzugreifen und ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. So entschloss er sich, von Leipzig aus nach Bern zu reisen und im Bundeshaus persönlich vorstellig zu werden.

Audienz im Bundeshaus

Ob er am 24. Juni 1861 zu Bundespräsident Melchior Josef-Martin Knüsel oder zum zuständigen Justizminister Jakob Stämpfli vorgelassen wurde, geht aus den vorliegenden Unterlagen nicht hervor. Jedenfalls fand ein Gespräch mit dem Bundeskanzler Johann Ulrich Schiess statt. Schiess, in Wald AR geboren, war in den Jahren 1836–1839 Verhörrichter in Herisau gewesen. 1847 wurde er eidgenössischer Staatsschreiber und nach Annahme der Bundesverfassung von 1848 Bundeskanzler.

Rechsteiner musste es als wohltuend empfunden haben, dass er sich mit einem Landsmann in seiner Muttersprache unterhalten konnte. Hauptthema war die Handlungsweise des Schweizerkonsuls in Dresden, der Rechsteiner nicht nur nicht unterstützt, sondern sogar bewusst falsche Nachrichten nach Bern übermittelt hatte. Das Gespräch zwischen den beiden Appenzellern im Bundeshaus hatte zur Folge, dass Konsul Hirzel nach Bern zitiert wurde, um über die Angelegenheit mündlich Bericht zu erstatten. Dabei stellte es sich heraus, dass dieser seine Vorgesetzten vollkommen falsch informiert hatte. Wichtige Tatsachen waren verdreht und Sachen behauptet worden, die der Wahrheit nicht entsprachen.

Mitte August erhielt Rechsteiner einen mit Spannung erwarteten Brief aus dem Bundeshaus.

Bern, den 9. August 1861.

Die schweizerische Bundeskanzlei

an

Mechaniker Johann Bartholome Rechsteiner

in Connewitz bei Leipzig.

In Folge Ihrer unterm 25. Juni dieses Jahres an den Bundesrath gerichteten Vorstellung hat sich die Behörde sofort an den schweizerischen Generalkonsul in Leipzig um nähern Bericht über die von Ihnen eingeklagten Verhältnisse gewendet. – Es ergibt sich aus der daherigen Vernehmung, dass Sie im Prozesse gegen den Pächter der Connewitzer Mühle vor zwei Instanzen obgelegen haben und dass der Gegenstand wirklich

vor dem Appellationsgericht zu Dresden anhängig ist. Über das Verfahren der sächsischen Gerichte sollen Sie sich nicht zu beklagen haben, indem Ihr Gegner eben auf den ordentlichen Rechtsweg verwiesen worden sei; während Sie in der Benutzung der gemietheten Lokalitäten nicht gestört werden können.

Allerdings sei ein Beamter des Gerichtsamtes II mit einer Mitbesitzerin der fraglichen Mühlen-Grundstücke verheirathet, allein Letztere selbst sei bei dem Vertrage zwischen dem Pächter Bauer und Ihnen nicht unmittelbar interessirt, wesshalb jener Umstand für Sie um so weniger als ein ungünstiger angesehen werden könne, als der Entscheid der betreffenden Instanz zu Ihren Gunsten ausgefallen, und von Ihrer Gegenpartei appellirt worden sei.

Eine Rechtsverweigerung liegt also jedenfalls nicht vor; eine Einmischung in den gegenseitigen Gerichtsgang wird sich aber der Bundesrath so wenig erlauben, als er etwas Ähnliches von einer auswärtigen Regierung gegenüber einem schweizerischen Gerichte je dulden würde.

Unter diesen Umständen sieht sich der Bundesrath nicht veranlasst, Ihrem Begehren weiter Folge zu geben, und Sie werden daher den Lauf der Gerichte ruhig abzuwarten haben.

Mit Hochachtung
Im Namen der schweizerischen Bundeskanzlei:
Der Kanzler der Eidgenossenschaft:
Schiess

60

Auf diesen abweisenden Bescheid, der nur durch falsche Informationen aus dem Munde des Konsuls so ausgefallen sein konnte, beauftragte Rechsteiner den Berner Fürsprecher Dr. Emil Vogt, die schweizerische Bundeskanzlei über den richtigen Sachverhalt zu informieren. Nur eine Woche später traf folgender Brief im Bundeshaus ein:

Ehrerbietige Vorstellung
für
Herrn J. B. Rechsteiner, Mechaniker, in Connewitz bei Leipzig,
an
den hohen Bundesrath der schweiz. Eidgenossenschaft.
Herr Bundespräsident!
Herren Bundesräthe!

Der ehrerbietige Exponent hat sich am 24. Juni 1861 mit der Bitte an Sie gewendet, Ihre gütige Vermittlung bei den königlich sächsischen Behörden dahin geltend zu machen, dass dem Herrn Rechsteiner zu seinem Rechte bezüglich einer Wasserkraft verholfen werde, welche er in Connewitz von Herrn A. Bauer gemiethet und welche ihm dieser widerrechtlich entzogen hat. Daraufhin hat der hohe Bundesrath sich an

den General-Konsul in Leipzig, Herrn Hirzel, um Auskunft über diese Sache gewendet und dieser hat einen Bericht, datirt vom 5. laufenden Monats, erstattet, auf welchen hin der hohe Bundesrath beschlossen hat, der Petition des Herrn Rechsteiner keine weitere Folge zu geben.

Der fragliche Bericht des Herrn Hirzel berichtet nun Nichts weiter, als einen Nebenpunkt, nämlich die Frage über eine abgeschlossene Miethen, so dass in Umgehung der Hauptsache der hohe Bundesrath nothwendig auf einen Irrweg geführt werden musste. Der Exponent erlaubt sich deshalb, wiederholt die Aufmerksamkeit seiner Heimathsbehörde darauf zu lenken. Herr Rechsteiner wurde zu Ende des Jahres 1860 von A. Bauer die Wasserkraft entzogen, die von diesem dem Exponenten zum Betriebe einer Fabrik überlassen worden war. Eine gerichtliche Klage des Herrn Rechsteiner hatte zur Folge, dass Herr Bauer nach langer Verzögerung seiner Sache im November 1860 durch das Gericht angehalten wurde, die Triebkraft herzustellen, welche Herr Rechsteiner früher besessen hatte.

Trotz aller Bemühung war es dem Petenten bis jetzt unmöglich, die Exekution dieses Urtheils zu erlangen. Die Folge hievon ist, dass seine ganze Einrichtung beinahe unbrauchbar wurde, dass er seine Kunden nicht mehr bedienen konnte und dass er ökonomisch ruiniert worden ist.

Die Behörden des Königreichs Sachsen, denen offenbar die sofortige Exekution eines Urtheils in einer Sache, wo Alles am wachsenden Schaden liegt, obgelegen wäre, waren seit nun neun Monaten nicht dazu zu bringen, diess zu thun: und diess ist der Grund, wesshalb sich Herr Rechsteiner wegen Rechtsverweigerung resp. *Rechtsverzögerung* an seine Heimathsbehörde gewendet hat. Allerdings sucht man von Seite des Herrn A. Bauer zu behaupten, dass er der gerichtlichen Auflage zur Herstellung der Triebkraft des Petenten nachgekommen sei; allein dieses Vorgehen ist durchaus unwahr. Herr Rechsteiner kann nicht mehr fabriciren, weil die mechanische Kraft ihm abgeht.

Es bedarf keiner weitem Ausführung, dass es sich hiebei nicht um eine Einmischung in den Gang eines gerichtlichen Verfahrens handelt.

Das Recht des Herrn Rechsteiner ist anerkannt, die Herstellung desselben befohlen worden, allein dessen ungeachtet wird der frühere Zustand nicht hergestellt, der einzig und allein den Fortbetrieb seiner Fabrication bedingt. Es liege also trotz des gerichtlichen Spruches eine eigentliche Rechtsverweigerung im Fragefalle vor.

Herr Rechsteiner stellt nun, da Herr General-Konsul Hirzel in seinem Berichte vom 5. d. Mts. die Hauptsache umgangen hat, das ehrerbietige

Gesuch:

«Der hohe Bundesrath möchte den Herrn General-Konsul Hirzel beauftragen, Bericht über den eigentlichen Klagepunkt (Rechtsverweigerung hinsichtlich der Wiederherstellung der bisher gemietheten und innegehabten Triebkraft) zu erstatten und sofort die nöthigen Schritte in

dieser Sache zu thun, und den Petenten dazu zu verhelfen, dass die gegen ihn geübte Rechtsverweigerung beseitigt werde.»

Bern, den 16. August 1861.
Mit Hochachtung!

Namens des Petenten:
sig. Dr. Emil Vogt, Fürsprech

61

Damit war aber Rechsteiner noch nicht zufrieden. Er reiste erneut nach Bern, um persönlich den falschen Bericht des Konsulates zu widerlegen. Zur gleichen Zeit ging ein Schreiben des vom Konsul in Dresden beauftragten Anwaltes Klein an die Bundeskanzlei, worin sich dieser rechtfertigte. Als Rechsteiner die Antwort aus Bern las, war ihm klar, dass auch diesmal der Inhalt des Schreibens nicht der Wahrheit entsprach.

Geehrter Herr!

Nach Durchlesung und sorgfältiger Würdigung des von Herrn Advokat Klein über Ihren Prozess abgegebenen Gutachtens möchte ich Sie in guten Treuen ermuntern, dem Rathe dieses Anwaltes Folge zu geben und auf Ihrer abweichenden Anschauungsweise nicht länger zu Ihrem eigenen Schaden zu beharren. Das Referat ist klar und gut abgefasst und Herr Klein macht ganz den Eindruck eines rechtschaffenen, für seine Partei durchaus wohlbesorgten Rechtsanwaltes; Sie selbst sind ein geschickter Mechaniker, allein der Rechte unkundig und so liegt es schon in Ihrem eigenen Interesse, auf den Rath solcher Männer zu hören, die, wie die Herren Klein und General-Konsul Hirzel, es gewiss gut mit Ihnen meinen. Steifen Sie sich daher nicht auf Ihre vermeintlichen Rechtsansprüche, indem dabei leicht nur Rechtsnachtheile für Sie sich herausstellen dürften.

In Ihrem Prozesse liegt eine Rechtsverweigerung in juristischem Sinne nicht vor und daher kann auch Ihre vaterländische Behörde in Sachen nichts für Sie thun und diess um so weniger, als man die Überzeugung gewinnen muss, dass Ihnen gutes Recht gehalten worden sei. Umgekehrt würde es ja die Schweiz auch nicht leiden, wenn eine ausländische Regierung sich in ähnlichem Falle in den Gang ihrer Gerichte einmischen wollte. Eine Dazwischenkunft in diplomatischem Wege wäre nur dann statthaft gewesen, wenn Sachsen Sie vom Rechte ausgeschlossen hätte. Das geschah aber nicht, vielmehr wurden Sie wie ein Landesangehöriger behandelt! Sie haben sich daher auch wie ein solcher den jenseitigen Gesetzen und Gerichtsgebräuchen zu fügen.

Diess der gewiss wohlgemeinte Rath Ihres Landsmannes:

Schiess, Kanzler.

Bern, den 28. September 1861.

62

Die Antwort befriedigte Rechsteiner ganz und gar nicht, und er verfasste deshalb eine scharf formulierte Beschwerdeschrift an den Bundesrat, auf die er aber nie eine Antwort erhielt.

Vom sächsisch königlichen Gerichtsamt in Leipzig traf eine Aufforderung ein, noch vor dem 12. November eine Schluss-Erklärung abzugeben, da an diesem Tage das Urteil gefällt werden sollte. Darauf ging aber Rechsteiner nicht ein, sondern reichte eine «Beschwerdeschrift als Protestation gegen solche ungesetzliche Beschlussfassung» ein und legte Berufung ein. Er gab sich die Mühe, eine 27 Seiten umfassende, chronologische Darstellung der Vorkommnisse zu verfassen und diese zwei Tage vor Ablauf der gesetzten Frist einzureichen.

Ein Hoffnungsschimmer?

Es schien für Rechsteiner ein kleines Zeichen der Hoffnung, als er in einem Schreiben des Appellationsgerichtes in Leipzig las, «die Beschwerde sei in mehrfachen Punkten anzuerkennen» und dass «das Verfahren als ein zum Teil zu gerechtem Tadel Anlass gebe». Aber es hiess auch, «ich solle meine vermeintlichen Ansprüche auf dem ordentlichen Rechtsweg ausführen» – «Das hiesse, mich noch dazu um den letzten Groschen und damit vollends an den Bettelstab bringen zu wollen, nachdem ich jetzt schon seit bald anderthalb Jahren nichts mehr verdient und Alles zugesezt habe. Wäre mein Geschäft nicht das gewesen, was es war, . . . könnte ich bei einer solchen Behandlung leicht zu einem sündhaften Entschlusse und, meine Familie verlassend, davon gelaufen sein.»⁶³⁾

Rechsteiner war am Ende seiner psychischen Kräfte. Die geldraubenden Prozesse verschlangen Unsummen, so dass bald die letzten Reserven den Advokaten geopfert werden mussten. Auch sie wussten bald nicht mehr ein noch aus und sprachen von einem fast hoffnungslosen Fall.

Anfangs März 1862 ging ein langer Brief an den Bundesrat ab. Ihm lag eine Kopie der Beschwerdeschrift an das Ministerium in Dresden bei. Sonst sagte sie nicht viel Neues aus. Rechsteiner bat «durch eine direkte Vertretung zur Erlangung meines Schadenersatzes behülflich zu sein», und zwar weil «meine Sache faktisch eine Sache gegen den sächsischen Staat geworden ist; ich aber gegen diesen den Schadenersatz nicht geltend zu machen weiss, indem meine geistigen und materiellen Mittel dies nicht mehr gestatten. Im Schoss des hohen Bundesrats weiss ich meine Sache gut aufgehoben.»⁶⁴⁾

Ein hartnäckiger Appenzeller

Wahrscheinlich machte man sich an zuständiger Stelle im Eidgenössischen Justizdepartement schon seine Gedanken, als erneut ein Brief aus Connewitz eintraf, der die Unterschrift von Johann Bartholome Rechsteiner trug. Seine Hartnäckigkeit, aber auch sein angegriffener psychischer Zustand waren dort nicht unbeachtet geblieben, und vielleicht musste auch Bundeskanzler Schiess

einige Bemerkungen einstecken, als man über seinen Landsmann sprach... Drei Wochen nach Eingang des Briefes aus Sachsen ging die Antwort der Bundeskanzlei nach Connewitz ab:

Bern, den 24. März 1862.

Die schweizerische Bundeskanzlei

an

Hrn. Mechaniker *J. Barth. Rechsteiner* in Connewitz, bei Leipzig.

Unterm 3. laufenden Monats haben Sie sich abermals veranlasst gesehen, den Bundesrath mit Ihrem Rechtsstreite gegen den Mühlpächter Bauer zu behelligen.

Auftragsweise sollen wir Ihnen die vorgebrachten 6 Aktenstücke hiermit wieder zurücksenden, mit dem Bedeuten, dass der Bundesrath aus den Ihnen mündlich und schriftlich mitgetheilten Gründen sich mit Ihrem Privathandel nicht befassen könne, sondern es Ihnen überlassen müsse, Ihre Rechtsansprüche, so weit es Ihnen angemessen erscheine, vor den königl. sächsischen Gerichten geltend zu machen.

Im Namen der schweizerischen Bundeskanzlei,
der Kanzler der Eidgenossenschaft:

Schiess.

65

Kurze Zeit darauf reiste Rechsteiner erneut nach Bern. Der Bundespräsident für 1862, Jakob Stämpfli, war zugleich Justizminister und fand zusammen mit Bundeskanzler Schiess Zeit für eine Unterredung mit Rechsteiner. Sie erklärten, «man könne meine Eingabe nicht in meinem Sinne auffassen, ich sollte mich deutlicher ausdrücken»⁶⁶. – Diesem Wunsche kam Rechsteiner bald nach und sandte Anfang Mai ein neues Schreiben nach Bern. Fast am gleichen Tag lag Post des sächsischen Justizministeriums auf seinem Arbeitstisch in Connewitz. Wieder wurden Sätze aus dem gefälschten Protokoll darin zitiert und am Buchstaben festgehalten. Man machte ihm keine Hoffnung mehr, je zu seinem geforderten Recht zu kommen. Jede weitere Mühe wäre umsonst...

Rückkehr nach Urnäsch

Jede Hoffnung war zerstört. Niedergeschlagen und mutlos entschloss sich Rechsteiner, zusammen mit seinem nun 10jährigen Sohn und seiner Frau, beide waren zuvor noch nie in der Schweiz, geschweige im Appenzellerland gewesen, Sachsen innert Monatsfrist zu verlassen. Die Maschinen und den Hausrat stellte er in eine Lagerhalle. Am 3. Juni 1862 trafen sie in Urnäsch ein.

Hier waren sie Fremde. Es lagen doch rund 35 Jahre zwischen dem Weggang des jungen Johann Bartholome und der Rückkehr ins Land unter dem Säntis.

Aus dem ungelernten, aber sehr talentierten Mechaniker war in diesen Jahren ein weitherum bekannter Erfinder geworden, der mit seiner eigenen *mechanischen Ente*, vor allem aber mit den einmaligen *Schraubenmaschinen* viel Geld verdient hatte... Nun war er heimgekehrt, finanziell und psychisch ruiniert. Bei seinem Bruder in Urnäsch fanden sie eine bescheidene Unterkunft.

Hier machte er sich sofort daran, eine Entgegnung an das Königliche Ministerium der Justiz in Dresden, eine viele Seiten umfassende Arbeit zu schreiben. Sie ist eine Anklage an die Rechtssprechung im Königreich Sachsen. «Wenn ein Gericht, welches zum Schutze für das Recht vom Staate eingesetzt und bezahlt wird, selbst pflichtwidrig bittende und gerechte Klagen abweist, wie mir in den 12 Jahren nachweislich auch nicht eine einzige angenommen worden ist, dann ist es freilich traurig genug und Klagen darüber auch gerecht»⁶⁷⁾, schrieb Rechsteiner unter vielem anderem und sandte das Schreiben am 15. Juni an den Bundesrat mit dem Ersuchen, dieses nach Einsichtnahme mit entsprechenden Bemerkungen nach Dresden weiterzuleiten.

Rechsteiner war erneut sehr enttäuscht über die Haltung des Bundesrates in seiner Angelegenheit, als er die für Dresden bestimmten Schriften am Silvester-tag 1862, also nach beinahe fünf Monaten wieder zurückerhielt. «Warum behält der Bundesrath die Schriften fast 5 Monate lang in den Händen? Warum schickt man mir dieselben nicht früher zurück, wenn man Nichts für mich thun will? Dies ist doch eine unverantwortliche Nachlässigkeit, über die zu klagen, ich gewiss berechtigt bin.»⁶⁸⁾

In einem weiteren Schreiben an den Bundesrat machte Rechsteiner darauf aufmerksam, dass das Konsulat in Dresden einen zweiten falschen Bericht nach Bern gesandt habe «und so hat das schweizerische Konsulat auch faktisch mitgeholfen, meinen Ruin herbeizuführen». Auf Grund dieser Tatsache ersuchte er im gleichen Brief «den Ersatz für den dadurch mir verursachten Schaden von über hunderttausend Thalern, durch die hohe Bundesbehörde geltend zu machen, denn deren Konsulat hätte mit der frühzeitigen Hülfe, und auch noch später durch wahrheitsgetreue Berichte diesem grossen Schaden sicherlich und gewiss Einhalt thun können, wenn es nicht, wie es mir scheinen muss, mehr auf die dortigen Herren als auf mein Recht Rücksicht genommen hatte. – Nun finde ich mich veranlasst, den hohen Bundesrath zu bitten, durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel dem schon so tief und weitverbreiteten Krebschaden Schranken zu setzen und mir möglichst bald zu meinem Rechte und Ersatz meines erlittenen Schadens zu verhelfen, damit ein (zwar jetzt schon für mich und meiner Familie nöthiger) Geldvorschuss von Seiten des hohen Bundesrathes, inzwischen vielleicht noch verschoben werden kann.»⁶⁹⁾

Auch der Landammann war falsch informiert

Es stellte sich heraus, dass Landammann Roth in Teufen von Bern ebenfalls einen falschen Bericht erhalten hatte. «Die 6 von mir eingesandten Aktenstücke wurden demselben aber vorenthalten. Was wollte man damit be-

zwecken? Antwort: Das Konsulat und die Bundeskanzlei wollten wohl etwaige Hülfe für mich von Seiten meines Heimathkantons im Voraus untergraben. Man wusste wohl, dass dieser redliche Appenzeller (Landammann Roth), wenn man ihm die wahre Sachlage auseinandersetzte, sich nicht gebrauchen liesse, einen Verrath an einem Landesbruder zu begehen, kurz, die 6 Aktenstücke wurden zurückbehalten.»⁷⁰

«Was soll ich jetzt beginnen? Von meiner höchsten Behörde abgewiesen, musste ich alle Hoffnung aufgeben, je zu meinem Rechte zu gelangen. Der Bundesrath hielt es nicht unter seiner Würde, zu meinem unersetzbaren Verluste auch noch den bittersten Hohn zu fügen.» – «Und was bin ich nun geworden? – Ein Bettler. – Ich hatte mein ganzes Leben von frühester Jugend an, der Kunst mit Glück gewidmet und muss nun unter Kummer und Sorgen mit meiner Familie dahinleben.»⁷¹⁾

Professor Dr. J. J. Honegger schrieb dazu:

«...Dass im Auslande erlittene, bittere Ungerechtigkeiten, Schikanen und Rechtsnachlässigkeiten nicht bloss Rechsteiner, sondern mit ihm auch eine der bedeutendsten Erfindungen zu Grunde gerichtet und den alternden Mann hilflos, verbittert, in seiner Geisteskraft gestört und gelähmt zurückgelassen haben.

Ob die Bundesbehörden, namentlich nach der ihnen vorgelegten Form einschreiten konnten, bezweifle ich. Das tut aber nichts zur Sache, denn Pflicht einer Nation ist es, ihre hervorragendsten Köpfe nicht am blinden Zufall, und der ordinären Gemeinheit zu Grunde gehen zu lassen.

Es gibt nun einmal Lebenswege und Geschicke, die sich nicht nach der Elle messen lassen, Geister, die ihren eigenen Massstab erfordern, und Rechsteiner, der Erfinder der Schraubenmaschine, der selbständige Wiederhersteller der Vaucansonschen Ente usw., hat das Recht, nicht nach der erstbesten Gesellenarbeit und ihren ruhig behäbigen Erfolgen beurteilt zu werden.»

72

Und bei anderer Gelegenheit meinte derselbe Professor in einem Aufruf: «Gewiss wäre es der Schweiz unwürdig, wenn sie einen ihrer Bürger, der einen wohl begründeten europäischen Ruf hat, mit seiner Familie thatlos sinken liesse.»⁷³

Ein Justizmord . . .

Über alle Massen enttäuscht, verfasste Rechsteiner in Urnäsch eine Anklageschrift von über 70 Seiten, welche alle schriftlichen Demarchen und die entsprechenden Antworten enthielt. Er gab ihr die unmissverständliche Überschrift «Ein Justizmord begangen von dem königlich sächsischen Gerichtsamt II unter Mitwirkung des schweizerischen General-Konsulates zu Leipzig»⁷⁴.

Im Vorwort klagte er über den Zustand der von ihm gegründeten Schraubenfabrik in Connewitz. «Dieses einzig in seiner Art bestandene Etablissement ist seit bereits zwei Jahren ausser Thätigkeit. Die schnödeste Ungerechtigkeit zwang mich, die mit unsäglicher Mühe erstellten Maschinen vertrocknen und verrosten zu lassen.»⁷⁵

«Hunderte von Menschen segneten diese Erfindung – jetzt ist dieselbe durch das unwürdige Handeln des k.sächsischen Gerichtes, durch falsche Berichte des schweizerischen Konsuls in Leipzig, sowie infolge verweigerten Schutzes von Seite des schweizerischen Bundesrathes für die Menschheit verloren; denn wollte ich die im Betrieb gewesenen Maschinen wieder in Thätigkeit setzen, so würde dieses einen Zeitraum von acht bis zehn Jahren in Anspruch nehmen – ein Umstand, der mich in meinem vorgerückten Alter um so mehr abschrecken musste, als durch die tiefe Bekümmernis über das erlittende Unrecht mein Geist für derartige Unternehmungen bereits abgestumpft ist. So muss also – ich darf es wohl sagen – eine der grossartigsten Erfindungen durch die Willkür und Ungerechtigkeit einzelner gewissenloser Männer vielleicht für immer verloren sein. – Ich veröffentliche diese Schrift, um der Welt zu zeigen, auf welche schmachvolle Weise man die langjährigen Mühen und Anstrengungen eines Mannes belohnt hat, welcher auf dem Gebiete der Kunst schon so Vieles geleistet hat. Bei der Herstellung dieser Schrift muss ich um gütige Nachsicht der geehrten Leser bitten: ich bin kein Schriftgelehrter und erzähle die Sachen so gut ich eben kann.»⁷⁶

Rechsteiner bediente einige Zeitungsredaktionen mit seiner Anklageschrift, damit diese über seinen Fall berichten würden. Ein Exemplar sandte er an den König von Sachsen und am 7. Juli an die Bundesversammlung mit dem «Bittgesuch, die Behörde wolle ihm in seiner bedrängten Lage durch einen Geldvorschuss in den Stand setzen, seine Familie redlich zu ernähren, bis die beschuldigten Verbrecher zum Ersatze des Schadens verurteilt seien»⁷⁷.

Ständerat und Nationalrat nahmen von der Petition Kenntnis, gingen aber ohne Diskussion zur Tagesordnung über. Rechsteiner war nun finanziell und moralisch ruiniert. Seine Heimatgemeinde Urnäsch soll ihm gnädigerweise eine jährliche Unterstützung von Fr. 100.– zugesprochen haben. Der gefeierte Erfinder war armengenössig geworden.

Freunde und Bekannte, angesehene Männer, vor allem der Glarner Schriftsteller Vogel, bei dem Rechsteiner einige Zeit wohnte, nahmen sich seiner an und veröffentlichten seine Lebens- und Leidensgeschichte in einer 75seitigen Broschüre «Ein Wort der Bitte für einen grossen Mechaniker» und sammelten damit Geld für den so schmäzlich Geprellten.

Pfarrer J. J. Rietmann aus Lichtensteig unterstützte den Aufruf im Anhang der Schrift:

«Mit dem lebhaftesten Wunsche, dass das unvergleichlich grosse Talent Rechsteiners in der Schweiz, dem Lande der praktisch industriellen Köpfe und Hände, nicht nur die gebührende Anerkennung, sondern

auch die wohlverdiente Verwendung und Verwertung finde. Sollte es denn in unserem Freistaate nicht einen Wohltäter, nein, nur einen spekulativen Mann von Kopf und Herz und Vermögen geben, welcher der «Schraubenmaschine» und deren Erfinder zu ihrem ökonomischen Rechte zu verhelfen im Stande wäre?! – Gott schütze uns vor solcher Schande!»

78

Es ist nicht bekannt, welches finanzielle Echo die Broschüre auslöste. Verbittert liess sich Rechsteiner mit seiner Familie in Dinsheim im Elsass nieder, reparierte Uhren und irrte schwermütig oft wochenlang in den Wäldern umher.

Neuer Anfang

1872 siedelte er nach Strassburg über und mietete in der Dünzenmühle ein Lokal. Aus Connewitz liess er die Schraubenmaschinen überführen. Zwölf Jahre waren sie stillgestanden und die Getriebe verharzt. In rastloser Arbeit brachte er es zustande, dass sie wieder tadellos liefen und wie früher vollautomatisch Schrauben produzierten. Auf den Rechnungsformularen liess er die Medaillen abdrucken, welche ihm in London, New York, München und Paris zuerkannt worden waren.



Die Geschäfte liefen wieder gut, aber zwei Jahre später vernichtete ein Brand alles restlos. Er musste zum zweitenmal von vorne beginnen.

Vater und Sohn Rechsteiner nützten ihre mechanischen Fähigkeiten und reparierten in der näheren und weiteren Umgebung von Strassburg alte Werke und Uhren. Vielleicht wurden sie auch einmal beigezogen, die berühmte Uhr am Münster von 1574 mit ihren beweglichen Figuren wieder in Stand zu stellen. Der Sohn hatte das technische Talent seines Vaters in hohem Masse geerbt. Um 1880 herum arbeiteten beide an einem mechanischen Schaustück für einen verunglückten, armen Bergmann. Unter grossen, eigenen finanziellen Opfern stellten sie ein Bergwerk en miniature her, in welchem sich viele Bergleute und Pferde an Karren bewegten. Auch ein Werk von Vater und Sohn war ein Instrument zur Messung des Blutdruckes, das vom physiologischen Institut im Strassburger Bürgerspital in Auftrag gegeben worden war.

Der Sohn hatte selbständig eine in allen Ländern patentierte Holzbearbeitungsmaschine gebaut, aber ein «guter Freund» brachte ihn um die Früchte seiner Arbeit. Die beiden Rechsteiner wurden 1890 vom Grafen Zeppelin beim Bau der lenkbaren Luftschiffe konsultiert. Ihre technischen Fähigkeiten waren also weit über die französischen Landesgrenzen hinaus bekannt.

Nach einem bewegten, mit Freuden und Sorgen ausgefüllten Leben starb Vater Rechsteiner am 21. Dezember 1893 im dreiundachtzigsten Altersjahr in Strassburg. Seine Frau folgte ihm nur 15 Stunden später im Tode nach. Beide wurden einige Tage später zusammen in Strassburg bestattet.

Quellen/Literatur

- ¹ Brockhaus, Wiesbaden 1983.
- ² Beyer Annette, Faszinierende Welt der Automaten. München, Callwey Verlag, S. 58.
- ³ J.B. Rechsteiner. Ein Wort der Bitte für einen grossen Mechaniker. Glarus, Schnellpressdruck von J. Vogel, 1863, S. 25.
- ⁴ Allgemeine bayerische Chronik und Annalen, Nr. 23. München, 20. Juni 1847, S. 363.
- ⁵ ebenda, S. 364.
- ⁶ Briefwechsel Friedrich II. mit Voltaire, 2. Teil. Leipzig 1909, S. 9.
- ⁷ Nicolai Friedrich, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Berlin/Stettin 1785.
- ⁸ von Goethe Johann Wolfgang. In: Tages- und Jahreshefte 1805, S. 203.
- ⁹ Ein Wort der Bitte..., S. 10.
- ¹⁰ Tanner Albert, Das Schifflin fliegt. Zürich, Unionsverlag, 1985, S. 95.
- ¹¹ Ein Wort der Bitte..., S. 15.
- ¹² ebenda, S. 17.
- ¹³ ebenda, S. 17.
- ¹⁴ ebenda, S. 18.
- ¹⁵ ebenda, S. 18.
- ¹⁶ ebenda, S. 19.
- ¹⁷ ebenda, S. 21.
- ¹⁸ ebenda, S. 21.
- ¹⁹ ebenda, S. 21.
- ²⁰ ebenda, S. 21.
- ²¹ ebenda, S. 22.
- ²² ebenda, S. 23.
- ²³ ebenda, S. 23.
- ²⁴ ebenda, S. 24.
- ²⁵ ebenda, S. 24.
- ²⁶ ebenda, S. 25.
- ²⁷ ebenda, S. 25.
- ²⁸ ebenda, S. 25.

- ²⁹ Chapuis/Droz, Les Automates. Neuchâtel 1948, S. 239.
- ³⁰ ebenda, S. 246.
- ³¹ Ein Wort der Bitte..., S. 27.
- ³² ebenda, S. 27.
- ³³ ebenda, S. 28.
- ³⁴ ebenda, S. 28.
- ³⁵ von Arnim E.O.L. Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien zu Anfang des Jahres 1844, 2. Teil. Leipzig, Hinrichs, 1845, S. 322.
- ³⁶ Flugblatt, Privatbesitz.
- ³⁷ St.Galler Tagblatt vom Samstag, 3. April 1847. St.Gallen 1847.
- ³⁸ ebenda.
- ³⁹ Ein Wort der Bitte..., S. 30.
- ⁴⁰ St.Galler Tagblatt vom Freitag, 23. April 1847. St.Gallen 1847.
- ⁴¹ Ein Wort der Bitte..., S. 32.
- ⁴² Kurze Abhandlung über den merkwürdigsten Automaten (die mechanische Ente), verfertigt von J.B.Rechsteiner, Canton Appenzell a/R. Schweiz. München, Deschler'sche Officin, 1847.
- ⁴³ Der bayerische Volksfreund vom 9. Juni 1847. München 1847.
- ⁴⁴ Ein Wort der Bitte..., S. 34f.
- ⁴⁵ Illustrierte Zeitung vom Samstag, 13. September 1879. Leipzig, Weber, 1879.
- ⁴⁶ Deutsche Uhrmacherzeitung vom März 1839.
- ⁴⁷ Ein Wort der Bitte..., S. 37.
- ⁴⁸ ebenda, S. 38.
- ⁴⁹ ebenda, S. 38.
- ⁵⁰ ebenda, S. 40.
- ⁵¹ ebenda, S. 41.
- ⁵² ebenda, S. 44.
- ⁵³ ebenda, S. 44.
- ⁵⁴ Ein Justizmord, begangen von dem königlich sächsischen Gerichtsamt II unter Mitwirkung des schweizerischen General-Konsulates zu Leipzig an dem Mechaniker J.B.Rechsteiner, Gründer der mechanischen Schraubenfabrik in Connewitz bei Leipzig. Herisau, Schnellpressendruck von J.J. Brugger, 1863, S. 6.
- ⁵⁵ ebenda, S. 7.
- ⁵⁶ ebenda, S. 7.
- ⁵⁷ ebenda, S. 16.
- ⁵⁸ ebenda, S. 7f.
- ⁵⁹ ebenda, S. 8.
- ⁶⁰ ebenda, S. 10f.
- ⁶¹ ebenda, S. 13.
- ⁶² ebenda, S. 13f.
- ⁶³ ebenda, S. 34f.
- ⁶⁴ ebenda, S. 41f.
- ⁶⁵ ebenda, S. 42.
- ⁶⁶ ebenda, S. 43.

- 67 ebenda, S. 56.
- 68 ebenda, S. 63.
- 69 ebenda, S. 62.
- 70 ebenda, S. 64f.
- 71 ebenda, S. 70.
- 72 Ein Wort der Bitte..., S. 73.
- 73 ebenda, S. 74.
- 74 siehe unter 54.
- 75 ebenda, S. 3.
- 76 ebenda, S. 4.
- 77 ebenda, S. 44.
- 78 Rietmann J.J. In: Ein Wort der Bitte..., S. 75.